BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

# Deutsche Helden,

in

deutschen Erzählungen,

von

George Hesekiel.

---

I.

Der deutsche Michel.

---

Leipzig, 1846.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.

304. D.

Der

# Deutsche Michel.

Aus den

Zeiten des dreißigjährigen Krieges.

Von

George Hesekiel.

Leipzig, 1846.

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

„Und den von Obentraut nannten sie den Deutschen Michel, und das war ein Ehrenname — und ihre Enkel haben ihm den Ehrennamen genommen, und sich selber als Ekelnamen beigelegt.“

# I.

Der Lenz tritt auf. Vom süßen Liebesmunde
Ertönt durchaus ein holder Zauberschall.
Nun wird der Welt erst recht die frohe Stunde!
So singt und sagt das Lied der Nachtigall.
Ein Seufzer steigt aus regem Herzensgrunde
Und Wonn' und Sehnsucht walten überall.
Und wer nicht liebt, wird sich des schönen Morgen,
So gut er kann, doch leider halb nur freuen.

**Göthe.**

Die Zeit, in der sich unsere Erzählung bewegt, ist die Mitte des siebzehnten Jahrhundert's. Diese Periode der Geschichte hat eine große Aehnlichkeit mit unserer Zeit und ist mehr als manche andere geeignet, eine Vergleichung zwischen sonst und jetzt anzustellen. Damals wie jetzt nämlich war

die theologische Debatte dem deutschen Volke über den Kopf gewachsen und durchtobte alle Gauen des Vaterlandes, damals schlug die theologische Debatte dem Vaterlande unheilbare Wunden, sie zerriß Deutschland in zwei getrennte Hälften, sie machte Deutschlands Ohnmacht nach Innen, wie nach Außen offenkundig. — Gott wende es diesmal besser! Damals wie jetzt war Religion das Banner der verschiedensten Parteien, damals wie jetzt war Religion der bequemste Deckmantel selbstischer und ultraehrgeiziger Absichten, es war damals wie jetzt nur mit dem Unterschied, daß die theologische Debatte damals mit dem Schwert ausgefochten wurde, wie jetzt mit der Feder, daß damals Blut floß, wo heute Tinte fließt, daß damals die Männer zum Treffen zogen gepanzert und bewehrt, wie heute die Herren zum Festessen in Fracks und Pantalons.

Wir wollen nicht rechten — die begeisterten Führer hier und dort, damals und jetzt, die Geschichte wird sie richten — man kann ein Held sein unter dem Knallen der Champagnerpfropfen und bei springenden Westenknöpfen, eben so gut

als im Donner der Feldschlacht unter Strömen von Blut.

Die Männer, die in solchen Zeiten an der Spitze stehen, die sich von den Massen und den Ereignissen drängen und leiten lassen, sich aber dabei das Ansehen geben, als seien sie es, durch deren Macht die Waffen geführt, die Ereignisse beherrscht würden, die Namen dieser Männer erben fort und kommen, mit gutem oder schlechtem Klang, bis auf die späteste Nachwelt. Dagegen giebt es verschollene Namen, Namen von Männern, die man vergessen hat, weil ihre Träger die Macht selbst dem Scheine der Macht vorzogen, die mehr thaten, als sprachen — ein solcher verschollene Name ist der des kühnen Reiterfeldherrn Obentraut, dem man den Kriegsnamen: „der deutsche Michel" beilegte, und seltsam, den Ehrennamen eines der ersten protestantischen Feldherrn hat sich unsere Zeit zum Spottnamen für das gesammte deutsche Volk ausgesucht. —

„Und spottet ihrer selbst, sie weiß nicht wie," sagt Göthe.

Wir wollen es versuchen in dieser Erzählung, den „deutschen Michel," den kühnen Reiter Oben-

traut und sein abenteuerliches, viel bewegtes Leben zu schildern und so das Andenken eines Mannes herzustellen, der es nicht verdient hat, daß man ihn sobald und so undankbar vergessen. —

Einer jener Frühlingstage, deren Glanz und Milde den Menschen, dessen Herz noch offen ist für die Einwirkungen der Natur, Thränen ins Auge treibt, weil es keinen andern Tag findet seinen Empfindungen Luft zu machen, so ein sonniger Lenztag war ins Land gekommen und in was für ein Land? in die schöne Pfalz, in die Pfalz, deren grüne Ufer der Rheinstrom rauschend grüßt, in deren Thälern sich die goldige Aehre wiegt, auf deren Bergen die Traube blüht — ja, in die schöne Pfalz war der schöne Lenztag gekommen, aber er machte ein gar wehmüthiges Gesicht, als er herein schaute in das von ihm so geliebte Land; da streckten ihm nicht, wie einst, die Weinstöcke ihre schwanken Arme sehnsüchtig entgegen — erfroren, zertreten, zerrissen lagen seine Lieblinge am Boden — da schritt der heitre Lenztag über zerstampfte Felder und der Qualm eingeäscherter Dörfer und Städte dampfte hinein in sein wehmüthig-heitres Antlitz, ja es war zum Herzbrechen, wie die schöne Pfalz

aussah im Frühling 1622. Die spanischen Horden unter Lerma und Ruy Gomez hatten gehaus't im Lande und mit Schwert und Feuerbrand die Milde der alleinseligmachenden Kirche bewiesen.

Mittag war nahe und das Gesicht des jungen Wanderers dort, der eben die Trümmer eines ganz verbrannten Dorfes verläßt, und dem nahen Laubwald zueilt, ist lange nicht so heiter mehr, als es in den Frühstunden war, da er neugestärkt seine Herberge verließ und frisch und fröhlich hineinschritt in den balsamischen Morgen.

Suchen wir nähere Bekanntschaft zu machen mit dem straffen Burschen, der mit dem elastischen Schritt der Jugend und mit Hülfe seines Weißdornstockes den Wald vor uns beinahe erreicht hat. Unser Wanderer ist ein wettergebräunter, junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren; es liegt ein kluger Ausdruck in seinen braunen Augen und sein sonst ziemlich alltägliches Gesicht hat sich mit einem Schnurrbart und einem spitzen Kinnbart zu verbessern gesucht, von dem der erstere auch wirklich ziemlich keck auf der frischen Lippe paradirt. Dem Anzuge nach gehört der Wandersmann, weder zu den reichen, noch zu den vorsichtigen Reisenden,

denn die schweren Stiefeln mit langen Stahlstacheln sind sicher nicht dazu gemacht, den Gang eines Menschen zu beschleunigen, wenn sie auch durch zahlreiche Löcher beweisen, daß sie viel von ihrem ursprünglichen Gewicht verloren haben. Das lederne Beinkleid zeigt die Spuren langen Gebrauchs und der blaue, doppelt gesteppte Wamms ohne Puffen ist um nichts besser, als der abgeschabte, mehrfach geknickte und durchlöcherte, hohe, graue Filzhut, der ziemlich trotzig auf die braunen Locken des jungen Mannes gestülpt ist. Unter dem linken Arm unseres, also ziemlich übel costümirten Wanderers hängt eine unscheinbare, aus Bindfaden geflochtene Waidtasche, über der linken Schulter ein Mantel von grobem, grauem Tuch.

Da wir uns nicht schmeicheln können, daß der Leser unserm Wanderer, seiner malerischen Kleidung wegen, durch den hohen Laubwald auf kühlem Pfade folgen werde, so laden wir ihn expreß dazu ein und verrathen ihm, daß der Wanderer einer von den Personen ist, die sich gütigst entschlossen haben, eine Rolle in unserer Geschichte zu übernehmen.

Die Schritte des jungen Mannes sind nicht

hörbar auf dem mit Moos reich gepolsterten schmalen Waldpfade, schattige Kühle umweht das erhitzte, braune Gesicht, die Vögel singen lieblich in den Zweigen, der Pfingstvogel schmettert ihm jubelnd sein „Pirol!" „Pirol!" entgegen und nur hier und da senkt ein neugieriger Sonnenstrahl seinen Flammenblick hinab in die grüne, heimliche Waldnacht, die der Wanderer rasch durchschreitet. Der junge Mann scheint eben kein Freund der Natur zu sein, oder er hat nicht Zeit, sich ihren mildernden Einflüssen hinzugeben, denn Laute der Ungeduld läßt er oftmals vernehmlich werden und sein, bis zum Walde gleichmäßiger Schritt wird gar hastig nach und nach — endlich wird's helle vor ihm, ein halbabgebrochener Freudenschrei begrüßt die Lichtung und mit der Eile eines Menschen, den eine namenlose Angst treibt, stürzt sich der Wanderer im vollsten Laufe dem Ausgange des Waldes zu.

Jetzt ist er am Ende, jetzt tritt er hinaus in die Sonne, ein jauchzender Jubelruf entringt sich seiner keuchenden Brust, schwer athmend sinkt er in die Knie, er faltet die Hände und mit Thränen in den Augen scheint er zu beten.

Man war damals fromm, trotz der theologischen Debatte.

Wenn wir nun auch die mächtige Aufregung des Wanderers, deren Quelle wir alsbald kennen lernen werden, nicht theilen, so müssen doch auch wir gestehen, daß es ein überaus lieblicher Anblick, oder vielmehr Einblick ist, den man hat, wenn man den Wald verläßt und von der Stelle aus, wo jetzt unser Wanderer kniet, in das enge Thal hinein blickt.

Man steht am Rande einer engen Thalschlucht, die auf der Seite von einem prachtvollen Laubwald umschlossen ist, dessen Spitzen herrlich im Sonnengolde prangen, dessen Grün in allen Schattirungen spielt vom hellen Wipfel herab bis zur Dunkelheit der untersten Zweige. Links aufwärts von der Stelle, von der wir hinein in das liebliche Panorama blicken, stürzt sich brausend ein ziemlich bedeutender Bach hinab in das Waldthal und fließt murmelnd, den grünen Wiesengrund der Länge nach in zwei ungleiche Hälften theilend, über Steine und Geröll der andern Erde zu. Ja, am andern Ende des Thals, rechts von unserm Standpunkt, ja, dort steht eine stattliche Mühle,

die Räder klappern lustig und prächtig funkelnd fliegen die Wassertropfen im Sonnengold.

Einige Kühe stehen auf einem eingefriedigten Theil der Weide dicht an der Mühle und ein alter Mann, bis auf ein schneeweißes Hemd und kurze, kalmackene Hosen völlig unbekleidet, lehnt an der Thür der Mühle und schaut den Kühen zu, deren Glöckchen gar anmuthig hinein klingen in das Geklapper der Mühle, deren behagliches Brummen viel Sinn für die Schönheit des Tages verräth.

Jetzt erhebt sich der junge Mann rasch aus seiner knieenden Stellung und springt mit gewaltigen Sätzen über den Abhang hinein in das Thal. — Steine, Rasenstücke, Erdenklöße rollten ihm nach, er achtet's nicht; der alte Mann an der Mühle aber bemerkt den Wanderer und legt die Hand über die Augen, doch er läßt sie sogleich wieder sinken, er hat ihn schon erkannt, den Kommenden. Einen seltenen Glanz bekommen die alten Augen des Greises, leicht röthet sich die Wange, die Unentschlossenheit einer freudigen Aufregung giebt sich in seinen Bewegungen kund, er thut einen Schritt vorwärts, dann aber zwei zurück — der Wanderer erspart ihm die längere Qual der Wahl, er springt über

die Steine, die in den Bach geworfen sind, um als Brücke zu dienen, die Hunde schlagen an und jubelnd wirft sich der junge Mann in die ihm zitternd entgegengebreiteten Arme des Greises.

Laut bellen die Hunde, die Kühe geben durch seltsames Brummen ihre Verwunderung zu erkennen, die Sonne scheint heller, die Mühlräder klappern lustiger, der Bach rauscht lauter — die Beiden halten sich noch immer fest umschlungen.

„Die Mühle geht hohl, willst Du nicht einhängen, Väterchen?" fragt eine helle schrille Stimme und ein wohlbeleibtes, rundes Frauenzimmer mit freundlichen Augen und rothen Wangen tritt aus der Thür. — Ihr Blick fällt auf den jungen Mann in den Armen des Müllers, die Farbe weicht aus ihren Wangen, glatt fallen ihr die dicken, rothen Arme nieder an der Hüfte, mit offenem Munde steht die gute Frau.

„Alte," ruft endlich der Müller, der sich zuerst findet „Käthe, Dein Sohn, Käthe unser Sohn, unser Wolf!"

„Mein Sohn?" antwortete die Frau halb fragend, halb jubelnd und streckt bebend ihre Mutterarme nur nach ihrem Kinde.

„Mein Sohn, mein Kind!“ aber ruft sie im vollsten Jubel der Mutterwonne, als sie den jungen Mann in ihren Armen hält, als sie den Mann an die Brust drückt, aus der das Kind die erste Nahrung gesogen.

„Meine Mutter!“ stammelt unser Wanderer und seine Thränen mischen sich mit den ihrigen.

Der alte Müller aber steht dabei und hat die Hände gefaltet und dicke Thränen rollen nieder über seine welke Wange.

Endlich legt sich die erste Aufregung, im rechten Arm die Mutter, im linken den Vater schreitet Wolf, wir wissen jetzt seinen Namen, hinein in's Vaterhaus — er steht wieder unter dem Dache, unter dem er geboren. Drei selige Menschen treten in die niedere, aber sehr reinliche Stube, dort fallen sie sich noch einmal um den Hals, noch einmal heißen die Aeltern den Sohn willkommen daheim.

„Und Du bist gesund, mein Söhnchen?“ fragt die Mutter.

„Und der brave Herr, was macht der Herr?“ forscht der Vater.

„Du hast ihn gleich wieder gekannt, Väterchen?“ verwundert sich die Mutter.

„Gleich, gleich,“ entgegnete eilfertig der alte Mann „als er den Abhang hinuntersprang, da sah ich's gleich, daß es mein Junge war!“

So ging das Gespräch fort, immer auf drei Fragen erst eine Antwort. Erst nach und nach wurde die Unterhaltung ordentlicher. Wolf erzählte, daß ihn sein gnädiger Herr, der Feldhauptmann von Obentraut, gesendet habe, um nachzusehen, wie es stünde um sein Hab und Gut in der Heimath, wie er aber auch Urlaub habe, seine Aeltern zu besuchen, wie er heute Morgen durch das verbrannte Dorf gekommen sei und gefürchtet habe, auch die Mühle seiner Aeltern eingeäschert zu finden.

„Unser Herrgott,“ fiel der alte Müller ein, „hat sie mit Blindheit geschlagen, die höllischen Mordbuben, die das Dorf verbrannten, daß sie meine Mühle nicht fanden, wir waren sehr in Angst damals, Deine Mutter und ich, mein Sohn.“

„Liegt jetzt kaiserliches Kriegsvolk hier in der Nähe, lieb Vater,“ fragte Wolf, „ich bin über Brüchsal gekommen, dort hat mich Niemand erkannt in meiner Verkleidung!“

Jetzt erscheint die sorgliche Hausfrau mit einem Imbiß. Sie setzt dem Söhnchen ein großes Stück Brod vor, grob und schwarz, wie man's damals nicht anders hatte auf dem Lande, ein Stück Speck, einen gewaltigen Ziegenkäs und muntert ihn auf ein wenig zu beißen, bis das Essen fertig sei, sein Leibessen, ein gekochtes Lammsviertel mit weißen Rüben. Der alte Müller aber holt eine gewaltige Zinnkanne voll jenes edlen Weines, der rings um das Stammschloß des Markgrafen von Baden wächst und deshalb „Markgräfler" genannt wird. Es ist ein fürstlicher Trank.

Wir benutzen die Zeit, die Wolf braucht, um „ein Weniges zu beißen," und theilen unsern Lesern etwas mit, was ihnen zum Verständniß des Folgenden nothwendig ist.

Etwa drei Jahre vor Beginn unserer Erzählung war der Herr des Dorfes, in dessen Nähe wir den jungen Wolf heute Morgen trafen, zum letzten Male in seinem Besitz gewesen. Der edle Herr von Obentraut hatte Sr. churfürstliche Gnaden von der Pfalz, als ein getreuer Lehnsmann, nach Böhmen geleitet, allwo dieselben eine Krone gewannen, selbe aber auch in der Schlacht am weißen Berge wieder

verspielten und ihr schönes Churfürstenthum dazu. Der von Obentraut, ein Reiterfeldherr, wie es keinen kühnern gab dazumal in Deutschland, und ein aufrichtiger Protestant, nahm Dienste bei verschiedenen protestantischen Mächten und war der „deutsche Michel“ gar wohl gekannt in Deutschland und sein Name mächtig gefürchtet bei den Kaiserlichen und den Streitern der katholischen Liga. Von diesem wackern Reiter nun, von diesem Herrn von Obentraut, hatte der alte Wolf seine Mühle in Erbpacht und vor fünf Jahren war der junge Wolf mit seinem Herrn gezogen in den Krieg. Der von Obentraut hatte dem alten Wolf versprochen, einen tüchtigen Mann zu machen aus dem Söhnlein und ob auch die Mutter darüber, nämlich über die Kriegsfahrt ihres Sohnes, viele Thränen im Stillen geweint, so war es doch dem alten Wolf gar recht gewesen, denn er hatte die Ansicht, daß sich der Mann etwas versucht haben müsse in der Welt, ehe er ein Recht habe, stille sitzen zu bleiben auf seiner Hufe.

Wie aber die Zeiten immer trüber wurden in Deutschland, wie das Kriegsgewitter immer gewaltiger tobte durch die Gauen des Vaterlandes, wie

ein Jahr nach dem andern verging und der Wolf nicht heimkehrte, da wurde dem Alten doch manches Mal enge um's Herz und mit banger Sorge nur dachte er an seinen Sohn. Jahre lang wußte er nicht, ob sein Kind noch lebe auf der Erde, oder unter kühlem Rasen den ewigen Schlaf schlafe, denn wenn der erbe Herr von Obentraut auf einmal eine seltene Botschaft sendete an seine Familie auf dem Schloß und seine Beamten, so war darin natürlich noch seltener des jungen Wolfs Erwähnung gethan.

Jetzt wird der freundliche Leser die Freude der Aeltern über die Rückkehr ihres Sohnes sehr begreiflich finden. — Gegenwärtig aber war Wolf mit einem Auftrage seines Herrn in die Heimath zurückgekehrt, er sollte sich nach der Familie, nach den Gütern, nach den Unterthanen des edlen Herrn von Obentraut umsehen, und diesem Post bringen darüber, denn auch dieser hatte nichts vernommen lange Zeit von den Seinigen. —

Der Obentraut'sche Küraßreiter that dem alten Müller tüchtig Bescheid im edlen Markgräfler, der so glatt wie Oel die Kehle hinab ging, tüchtig hieb der hungrige Krieger ein in Speck und Brod

und Käs, bis die Mutter, die sich nicht satt sehen konnte an ihrem Jungen, sagte: „wart', mein Sohn, daß Du nicht zu viel ißt, mein Lammsfleisch und weiße Rüben sind gleich gar, und dem mußt Du doch ordentlich Ehre anthun, wie in alter Zeit?"

„Habt Recht, Mütterchen!" erwiederte der Reiter, „ein Lammsfleisch mit weißen Rüben!" er schob den Käs von sich und leerte den Zinnkrug bis auf den Grund. Dann nestelte er seine Waidtasche auf und fing an daraus mancherlei hervor zu kramen. Erst kam ein eben nicht mehr sehr reinliches Hemd zum Vorschein, dann ein Stück hartes Brod, dann eine Peitschenschnur und noch vielerlei solche merkwürdige Dinge.

Verwundert sahen die beiden alten Leute ihrem Sohne zu.

Endlich wickelt er aus einem Papier ein prachtvolles Stück Goldbrokat: „da Mütterchen, da habt Ihr ein Mützenstück, wenn Ihr in die Kirche geht!"

Ach du mein Gott, wie glänzt das runde Angesicht der guten Mutter vor Freude! Diese Ausrufungen, diese Freude wollte kein Ende nehmen, als aber der Wolf aus seiner Bindfadentasche,

in der man solche Dinge gar nicht gesucht hätte, eine lange, goldene Erbskette hervorzog und sie dem Mütterchen zwölf Mal um den Hals schlang (und ihr Hals war ziemlich dick und fett), da war auch der alte Müller starr vor Erstaunen.

„Die Kette gab mir ein hispanischer Obrist, als ich ihn gefangen nahm und gegen die Kameraden schützte," sprach Wolf „und hier Vater," fuhr er fort „hier nehmt hundertzwanzig blanke Goldgulden, es ist mein Beutetheil von Worms, ich habe nicht einen davon gebraucht!"

Geld war eine rare Sache dazumal, und darum waren hundertzwanzig Goldgulden viel Geld.

Die beiden Alten waren ganz still, aber Freudenthränen perlten über ihre Wangen, nicht des Geldes wegen, wahrlich nicht, denn sie bedurften dessen wenig, aber des Sohnes wegen, der immer und überall seiner fernen, alten Aeltern gedacht hatte.

Wolf nestelte noch immer in seiner Bindfadentasche herum, er brachte noch zwei Papiere heraus, aber plötzlich wurde sein bisher so heiteres Gesicht ernst, verwundert, fragend — er legte die Papiere hin und sprach ganz leise „das hatte ich ja ganz vergessen — wo sind denn —"

Er hatte noch nicht ausgeredet, als sich die Thür öffnete und zwei Mädchen von etwa sechszehn, oder siebenzehn Jahren in's Zimmer eilten.

„Da sind sie!" schrie Wolf, und sprang hinter dem Tische hervor den Mädchen entgegen, er umarmte die Eine und drückte sie an seine Brust, zog auch die Andere in die Umarmung, küßte beide Mädchen herzhaft und hörte nicht, daß die Mutter fortwährend rief: „Wolf, Wolf, was machst Du?" er sah nicht, daß das Eine der Mädchen glühend roth wurde, er fühlte nicht, daß es sich sträubte in seinen Armen.

„Hab ich Dich wieder, meine wilde Käthe, ei was bist Du groß und schön geworden, und Du, kleine Toni, meine gute Schwester?"

Endlich faßte der Vater Wolfs Arme, das eine junge Mädchen entwand sich seinem Arm und eilte hinaus, die Mutter folgte ihm, der alte Müller aber sagte zu dem verwunderten Sohne halb lachend, halb wehmüthig: „Du hast nur noch eine Schwester, Wolf, unsere gute Toni ist vorigen Herbst gestorben, und jetzt hast Du die Tochter Deines Herrn, Fräulein von Obentraut, geküßt."

„Es schadet aber nichts, Wolf," tröstete Käth-

chen, sich zärtlich an ihren Bruder schmiegend, „Trudchen ist seelengut und küßt ganz gern.“

„Sei ganz ruhig, mein Junge,“ sagte auch der alte Wolf, „Fräulein Gertrud ist schon ein Vierteljahr bei uns, sie ist wie unsere Tochter und trägt auch die Kleider unserer seligen Toni; wo sollte das arme Mädchen hin, als die Kaiserlichen ihr Schloß und ihr Dorf verbrannt hatten? der gnädige Oheim und die gnädige Frau Muhme waren niedergehauen beim Eindringen, der alte Jäger Robert hatte das Fräulein gerettet und brachte es zu uns.“

Wolf war noch in den Jahren, in denen man sich über solch einen Fehler sehr leicht tröstet, und freundlich begann er mit seiner Schwester zu scherzen. Käthchen war eine jener vollsaftigen, ländlichen Schönheiten, die durch ihre Frische, durch ihre Naivetät immer erfreuen; sie war für ihre Jugend sehr stark und hatte braunes Haar und braune Augen, wie ihr Bruder. Lächelnd wickelte jetzt Wolf das Papier auf, das er vorher schon in der Hand gehabt, und hängte ein großes goldenes Schaustück, die Stadt Worms vorstellend, an einem schwarzen Sammetbande, um den vollen Nacken seiner Schwester, dann sagte er: „da, meine Käthe, nimm auch

diesen goldenen Pfennig, der für unsere Toni bestimmt war, Du mußt mich nur für sie mit lieb haben!“

Jetzt führte die Mutter auch Fräulein Gertrud von Obentraut wieder ins Gemach, welche hocherröthend und mit Widerstreben folgte.

Wolf konnte jetzt seinen Irrthum nicht begreifen, denn Fräulein Trudchen war viel schlanker als seine Schwester, offenbar war sie nicht so hübsch als Käthchen, aber ihr Gesicht hatte jenen guten Ausdruck, der hier durch ein Paar wilde, blaue Augen und prächtige, schwere, goldblonde Haarflechten unterstützt wurde.

Trudchen gehörte zu den Mädchen, von denen man in der Gesellschaft gewöhnlich sagt, „es ist ein gutes, unbedeutendes Kind!“

Da solche Frauenzimmer nun in der Regel keine große Verlegenheit einflößen, so ergriff Wolf mit soldatischem Anstande die schmale Hand Gertruds, drückte sie herzlich und sagte freundlich: „nicht wahr, liebes, gnädiges Fräulein, Ihr seid mir nicht bös wegen dem Kuß, ich hielt Euch für meine verstorbene Toni!“

„Ich bin nicht bös, Wolf,“ antwortete Trud-

chen langsam und mit einer rührend weichen Stimme.

„Ich wußte, daß Du nicht böse sein würdest!“ lachte Käthchen, und schlang ihren vollen, derben Arm um den Nacken des glühenden Edelfräuleins.

„Mein liebes, gnädiges Fräulein,“ fuhr Wolf fort, „Euer Herr Vater hat mich heimgeschickt, ihm verlangte es, etwas zu wissen von Euch, er hat so lange nichts vernommen!“

In großer Bewegung schilderte Trudchen jetzt die Begebnisse des letzten Jahres, und wie sie nur durch die Treue des Jägers Robert dem traurigen Schicksale entgangen, dem alle ihre Verwandten anheim gefallen.

Während das Edelfräulein so mit dem ehrlichen Küraßreiter Obentrauts Bekanntschaft machte, hatte die Mutter den Tisch mit einem reinlichen Linnen belegt, und trug ihr Lammfleisch mit weißen Rüben, das Leibgericht ihres Sohnes, auf.

Die Magd des Hauses und der einzige Knecht kamen aus dem Wald nach Hause, und begrüßten nun auch ihrerseits den jungen Wolf, der ihren Gruß klingend erwiederte, indem er Jedem der Bei=

den einen Wildenmannsgulden mitgebracht hatte, den er ihnen in die schwieligen Hände drückte.

Jetzt nahm man Platz; den Ehrenplatz nahm das Fräulein von Obentraut ein; Trudchen hatte sich endlich, nach vielen Bitten des alten Müllers, zur Annahme dieses Platzes verstanden. Neben ihr saß rechts Käthchen, links der alte Wolf, neben diesem sein Sohn, der auf der andern Seite seine Mutter hatte, also zwischen seinen glücklichen Aeltern saß. Knecht und Magd saßen mit am Tisch neben Käthchen. Das Lammfleisch mit weißen Rüben mundete trefflich, und Wolfs Mutter sah mit großer Genugthuung, daß der kleine Imbiß ihren Sohn nicht hindere, dem Lammfleisch gehörige Ehre anzuthun. Käthchen erheiterte durch ihr fröhliches Plaudern die ganze Gesellschaft, der alte Wolf sparte seinen edeln Markgräfler nicht, Trudchen gab sich ihrer natürlichen Fröhlichkeit bald ohne Rückhalt hin, und ein redseliges Wesen, ein fröhliches Durcheinanderplappern erfüllte die klappernde Mühle.

Wolf erzählte von den kühnen Reiterzügen des tapfern Obentraut, pries einzelne Waffenthaten und schilderte die seltsamen Sitten fremder Länder — denn damals war der Pfälzer in Braunschweig ziem-

lich eben so fremd wie in China — der Reiter erzählte, und wenn auch Alle aufmerksam seiner Rede lauschten, so hatte er doch keinen aufmerksameren Zuhörer, als Fräulein Gertrud von Obentraut. War's weil er von des Fräuleins Vater erzählte, oder war's das Soldatenblut überhaupt, oder hatte es irgend einen andern Grund, kurz, Gertrud war Wolfs aufmerksamste Zuhörerin, aufmerksamer selbst als die alte Hanne, die Magd, die doch kein Auge von dem Erzähler verwendete, und mehrmals vor Erstaunen die Gabel in die saftigen Rüben fallen ließ.

Nach dem Essen mußte Wolf, er mochte sich sträuben so viel er wollte, auf Specialbefehl seiner Mutter sich niederlegen in einer kühlen Kammer und ausruhen von seinem Marsche. Wolf hatte sich nur mit Widerstreben niedergelegt, sobald er aber lag, behauptete die Natur ihre Rechte. Der junge Mann verfiel in einen tiefen, gesunden Schlaf, den der genossene Wein noch balsamischer und angenehmer machte. Das heimliche, trauliche Geklapper der Mühle übertönte die tiefen Athemzüge des Schläfers. Obentrauts Reiter mußte angenehm träumen, denn er lächelte im Schlafe.

Die Sonne war bereits untergegangen, und tiefere Schatten lagerten sich über dem Waldthale, als Wolf durch eigenthümliche Berührungen erweckt wurde.

— Hollah, zum Füttern!" rief der Reiter noch halb im Schlaf.

— Ein schallendes Gelächter antwortete ihm. Wolf öffnete die Augen, da saß sein Mütterchen still an seinem Bett — die Mutter hatte, wie vor zwanzig Jahren, den Schlaf ihres Kindes bewacht — im niedrigen Fenster aber saßen die beiden Jungfrauen, und warfen unter schelmischem Gelächter Wiesenblumen nach dem verschlafenen Soldaten.

Das ganze Kämmerchen lag schon voll Thymian und Münze, voll Aglei und Butterblumen, Wegebreit und Maaßliebchen. Wie glänzte Mütterchens Auge so hell! wie dufteten die Blumen so würzig! wie schelmisch lachten die beiden lustigen Mädchen! wie heimisch und glücklich fühlte sich der Obentraut'sche Reiter!

# II.

Götz: „Gut — und Du, Franz, führe mir die Fünfzig rechts durch den Wald hinauf, sie kommen über die Haide, ich will gegen ihnen halten. Georg, Du bleibst um mich. Und wenn Ihr seht, daß sie mich angreifen, so fallt ungesäumt in die Seiten. Wir wollen sie patschen. Sie denken nicht, daß wir ihnen die Spitze bieten können."

Selbitz: (hinter der Höhe hervor im Galopp): „Mir nach! Sie sollen zu ihren Händen rufen: multiplicirt euch!"

(**Göthe:** Götz von Berlichingen.)

Der Tag, den wir im vorigen Kapitel geschildert haben, war nicht allein durch die Rückkehr Wolf's in sein väterliches Haus merkwürdig, sondern auch die Historie hat ihn aufgezeichnet in ihr Buch. Das soll nun nicht heißen, der 22. Juni 1622 sei ein

Tag gewesen von großer Bedeutung für die Christenheit, oder das liebe Vaterland, keineswegs, aber für die gute Stadt Paderborn in Westphalen, allwo ein mächtiges Domkapitel seinen Sitz hat, ist besagter 22. Junius alten Styls merkwürdig genug gewesen, und ist mancherlei Seltsamliches darüber aufgezeichnet zu finden in den Chronikbüchern der Stadt und des Stiftes. Der freundliche Leser mag selbst urtheilen.

Eine schwere Zeit lag damals auf dem protestantischen Deutschland, die Liga hatte die protestantische Union zerbrochen, die protestantischen Stände waren ohne Haupt, uneinig, schwach und machtlos. Der dicke Schwedenkönig aber, der größte Diplomat und Feldherr seiner Zeit, Gustavus Adolphus, war noch nicht nach Deutschland gekommen, um dem niedergetretenen Protestantismus mit seinen gelben und blauen Brigaden wieder auf die Beine zu helfen. Der neue Böhmenkönig aber, Churfürst Friedrich, lebte mit seiner Familie als Aechter in Holland, und die protestantische Sache hätte keinen Vertheidiger gehabt mehr in Deutschland, ohne den ritterlichen Christian von Braunschweig, den abenteuerlichen Grafen Mansfeld, und den braven

Markgrafen von Baden=Durlach. Diese drei Männer führten den Krieg fort für Deutschlands Freiheit, für die Unabhängigkeit der Fürsten vom Haus Oesterreich, denn schon war bei den Führern das religiöse Interesse dem politischen gewichen. Es war eine seltsame Kriegführung damals, man führte Krieg und suchte sich nicht, im Gegentheil man vermied sich, wo man irgend konnte. Die Heere des Kaisers und der Liga brandschatzten und drückten die Lande der protestantischen Stände, Braunschweig, Mansfeld und der Markgraf warfen sich abwechselnd auf die reichen, geistlichen Stifte in Franken, am Rhein, oder in Westphalen, welche sie eben so brandschatzten, wie Tilly Sachsen und Brandenburg. Keiner dieser drei Feldherren war stark genug, es in offener Schlacht mit Tilly oder Wallenstein aufzunehmen, daher suchten sie den Feind nicht, und Tilly fand sich nicht bewogen, aus reichem Feindesland zu weichen der geistlichen Fürsten wegen, die unaufhörlich über Braunschweig oder Mansfeld klagten. So kam es, daß diese protestantischen Condottieri immer kühner wurden, und Herzog Christian, der Braunschweiger, namentlich seines Uebermuths keine Grenzen mehr kannte. Obgleich ganz Niedersachsen

voll kaiserlicher Völker lag, so beschloß Herzog Christian dennoch, im Juni 1622 dem reichen Hochstift Paderborn einen Besuch zu machen.

Schon am Abend des 21. Junius verbreitete sich in Paderborn die Schreckensnachricht, der Kriegsobrist von Obentraut sei mit der Reiterei des Herzogs Christian nur noch einen Tagemarsch von der Stadt, und habe Befehl, sich am Stift tüchtig zu erholen für den Verlust, den der Herzog in Halberstadt, Christian war Administrator von Halberstadt, erlitten. Diese Nachricht erregte mehr Verwunderung als Schrecken, denn in der Stadt lag ja der kaiserliche General-Feldwachtmeister von Bevilacqua mit acht Fähnlein kaiserlicher Kavallerie und zehn halben Karthaunen. Die guten Paderborner waren ganz getrost, bis sich am Morgen des zweiundzwanzigsten die Kunde verbreitete, das Domcapitel requirire Wagen, um den Schatz und die Archive zu flüchten; und als sich der Magistrat **in corpore** zu dem kaiserlichen General verfügte, erhielt er auf seine unterthänigste Anfrage den trockenen Bescheid, die feindliche Kavallerie unter Obentraut könne am Nachmittage schon in Paderborn sein, er, der General-Feldwachtmeister, habe

Befehl, um Mittag seinen Rückzug auf Hildesheim anzutreten, und sich dort mit dem Feldmarschall-Lieutenant von Gronsfeld zu vereinigen.

Nun herrschte panischer Schrecken, Furcht, bleiches Entsetzen unter der Bürgerschaft, der Rath erklärte seine Sitzung für permanent; die Bürger vergruben Geld und Kostbarkeiten, versteckten ihre Töchter und Weiber in die Keller; sorgten mit instinctartiger Klugheit für Essen und Trinken, und erwarteten mit ängstlich banger Erwartung die Ankunft der gefürchteten Feinde.

Punkt zwölf Uhr Mittags schmetterten die Trompeten durch die Gassen, die Fähnlein der kaiserlichen Kavallerie stellten sich auf dem Markte, der General-Feldwachtmeister trat unter den Verwünschungen der katholischen Stadt, die er ohne Schwertschlag den Protestanten überließ, den Rückzug nach Hildesheim an. Die Karthaunen waren schon eine Stunde früher vorausgegangen.

Kaum hatte das letzte kaiserliche Fähnlein den Marktplatz verlassen, als auch schon eine Deputation die Rathhaustreppe hinabstieg, die der Magistrat dem gefürchteten Feinde entgegenschickte, um Schonung für die unglückliche Stadt zu erflehen — aber

die Herren brauchten sich nicht zu bemühen — denn horch — Schuß auf Schuß — scharfes Schießen, aber in der Richtung, in der die Kaiserlichen abgegangen waren. Verblüfft standen die Rathsherren, sie hatten eben auf der andern Seite die Stadt verlassen wollen.

Das Volk drängte sich in dichten Haufen zusammen, das Schießen wurde immer heftiger, es kam immer näher, vom Thor in die Stadt flüchtende Bürger versicherten, der „deutsche Michel" habe die Stadt umgangen und den General=Feldwachtmeister im Hohlwege, dicht am Thor, angegriffen.

Plötzlich schickte ein Karthaunenschuß seine lautern Donner über die katholische Stadt — ein zweiter Schuß antwortete von der andern Seite, und einzelne Kaiserliche jagten auf scheu gewordenen Rossen, mit Staub und Blut bedeckt, nach dem Marktplatze zurück.

Die Bürger hatten nicht viel Zeit zum Nachdenken, denn lautes Trompetengeschmetter erklang von der andern Seite, und im vollsten Trabe kam eine starke Reiterschaar zum Thor herein.

Es war ein wohlbewaffneter Trupp, und die

Pracht der Kleidung so wie die Schönheit der Pferde verrieth, daß man keine gewöhnliche Schaar vor sich habe, die Standarte war zusammengerollt, man wußte nicht, welcher Feldherr der Protestanten es sei. An der Spitze des Trupps tummelte ein langer, schmächtiger Herr in voller Rüstung ein ausgezeichnetes, braunes Pferd, mit unheimlich blitzenden, funkelnden großen Augen betrachtete er die Volksmenge, trieb sein Pferd rückwärts in die ängstlich zurückweichenden Haufen und rief mit heller, schneidender Stimme:

„Herr von Grote, nehmt fünfzig Reiter und jagt die Flüchtigen nach dem Thor zurück, nicht zu viel Gefangene!“

Ein alter Herr mit weißem, wallenden Bart zog das Schwert, galoppirte an der Spitze von fünfzig Reitern über den Markt und jagte die kaiserlichen Reiter, die immer zahlreicher vom Thor herkamen, wieder zurück.

Das Schießen kam von dort her immer näher.

Etwa zweihundert Reiter hatten sich jetzt **à l'ordre de bataille** auf dem Markte zu Paderborn aufgestellt, die zusammengerollte Standarte stand auf dem linken Flügel, und neben ihr hielt

der oben erwähnte Anführer mit etwa zehn Herren, die ihn umgaben, in eifrigem Gespräch.

In banger Erwartung drängte sich das Volk auf den Platz, die Deputation des Magistrats stand völlig rathlos an der Treppe des Rathhauses. Jetzt eilte ein junger Bürger, der den feindlichen Feldherrn lange betrachtet hatte, zu den Rathsherren an der Treppe und sagte leise:

„Ihr Herren, was zögert Ihr? wollt Ihr die Stadt retten? dort der auf dem braunen Pferd, das ist der Administrator, Fürst Christian von Braunschweig!"

„Gott, Gnade unserer armen Stadt, der Braunschweiger selbst!" murmelten die Herren, „wie hat Er ihn erkannt, Pillinger? hat Er ihn früher gesehen?"

„Nein, wohlweise Herren, aber Ihr wißt, daß der Braunschweiger beständig einen Handschuh der schönen Elisabeth von der Pfalz, der Böhmenkönigin, an dem Helme trägt, und seht da, dicht unter der Feder, das ist der Handschuh der schönen Elisabeth!"

„Er hat Recht, Pillinger!" riefen die Rathsherren, „mit Hülfe der heil. Jungfrau, vorwärts, spart keine Worte, rührt sein eisernes Herz!"

Das Schießen wurde in dieser Zeit immer schwächer, und hörte endlich ganz auf.

Die Deputation setzte sich in Bewegung. Acht Rathsherren in schwarzer Kleidung, der Bürgermeister mit der goldenen Kette an der Spitze, näherten sich zagend den protestantischen Reitern, sie mußten die ganze Linie passiren.

Kein Wort, kein Laut war vernehmbar, wie Statuen saßen die wohlgerüsteten Reiter, es war des Administrators eigenes Fähnlein, auf ihren gewaltigen Rossen, die Pistolen gespannt in der Faust, den Pallasch am Kampfriemen.

Endlich standen die Väter der Stadt Paderborn vor dem Roß des protestantischen Feldherrn. Christian maaß die Deputation mit funkelnden Blicken.

„Fürstliche Gnaden," begann der Bürgermeister stammelnd, „Gnade für die Stadt — Plünderung —"

„Sei Er kein Narr, Bürgermeister," unterbrach Christian den Redner, sich seinen starren Schnurrbart aufwärts drehend, „eine Stadt, die sich nicht wehrt, laß ich nicht plündern, das thut nur der Tilly und seine Consorten, Ihr zahlt nichts als

eine Contribution, über die wir einig werden, Euch geschieht nichts zu Leide, nur Euren fetten Pfaffen will ich an die faulen Bäuche, Gottes Tod, wo sind die Pfaffen vom Dom, lassen sie mich nicht begrüßen?"

Die Bürger antworteten nicht; obgleich über die Plünderung in etwas beruhigt, sahen sie doch der Contribution mit einiger Besorgniß entgegen.

„Besetzt den Dom, Herr von Kniphausen!" sprach Christian zu einem Herrn seines Gefolges, „Ihr, Bürgermeister, werdet sogleich für das Quartier meiner Reiter sorgen!"

Der Oberst von Kniphausen ritt mit einigen dreißig Reitern nach dem Dom, um den Befehl des Fürsten zu erfüllen.

Draußen vor dem Thore schien das Gefecht abgebrochen, Zug auf Zug rückten die Obentrautschen Reiter durch die Straße herein und stellten sich auf dem Markte, es war eine imposante Kavallerie für damalige Zeiten, wenigstens viertausend Pferde. Endlich, zuletzt, kam ein kleiner Trupp die Straße herab gesprengt, ein lautes Jubelgeschrei empfing ihn, der Herzog Christian ritt dem Kommenden entgegen.

An der Spitze dieses Trupp's auf einem riesigen, schwarzbraunen Holsteiner war ein Officier mit offenem, gutmüthigem Gesicht, der, sobald er des Administrators ansichtig wurde, sein Roß mitten im Lauf parirte und trotz seiner Korpulenz mit Leichtigkeit aus dem Sattel sprang; der Herzog stieg ebenfalls rasch von seinem Roß, und umarmte den dicken Herrn.

Der dicke Herr war der Obrist von Obentraut, genannt der „Deutsche Michel."

Die beiden Tapfern, die sich hier im Kreise der Ihrigen unter dem lauten Jubel ihrer Soldaten umarmten, contrastirten seltsam mit einander. Der Welfenfürst, lang, hager, schwarz, vornehm; der „Deutsche Michel" untersetzt, korpulent, blond, blauäugig, rothwangig, offen.

Obentraut trug ein ledernes Kollet unter dem spiegelblanken Harnisch, große Stiefeln mit Sporen und ein langes, schweres Schwert, die Stulpen seiner Handschuhe bedeckten den ganzen Unterarm, und die schwarzen Federn auf seinem breitkrämpigen Hute waren durch Hiebe oder Schüsse geknickt. Die Feldherren damaliger Zeit nahmen noch oft persönlichen Antheil an der Gefahr und der Ehre des Gefechtes.

„Trefflich gemacht, Herr von Obentraut!“ rief Christian von Braunschweig lustig.

„Frisch gewagt ist halb gewonnen, wer nicht wagt, der nicht gewinnt, fürstliche Gnaden,“ antwortete der Deutsche Michel, der die echt deutsche Gewohnheit hatte, seine Reden mit möglichst vielen Sprichwörtern zu spicken, „die Klappe war zu und die Maus in der Falle, mit Speck fängt man Mäuse, aber den Herrn General-Feldwachtmeister haben wir ohne Speck gefangen!“

In diesem Augenblicke brachte man Herrn von Bevilacqua, der aber kein freundliches Gesicht machte, und mehrere seiner Officiere, die eben so heiter wie ihr Chef aussahen.

Christian von Braunschweig, der einen Privatgroll auf Bevilacqua hatte, drehte ihm den Rücken zu, aber Obentraut tröstete ihn gutmüthig, indem er rief: „Heute mir, morgen dir, nach Regen folgt Sonnenschein, Herr General-Feldwachtmeister, man muß Alles kennen lernen in der Welt, also auch die Gefangenschaft!“

Es schien nicht, als ob Obentraut's gutmüthiger Trost besonders anschlüge beim kaiserlichen General, denn sein Gesicht war finster wie die Nacht.

„Ihr nehmts zu schwer, Herr General=Feldwachtmeister,“ 's ist wahr, gefangener Mann ein armer Mann, aber 's hat noch keiner geklagt, der Michel Obentraut's Gefangener gewesen!“

Da aber Bevilacqua's Gesicht sich gar nicht erheitern wollte, brummte Obentraut ärgerlich: „ein Jeder liegt, wie er sich bettet, wenn du etwas thust, so bedenke das Ende!“ und damit ging er davon, und sah mit dem Braunschweiger zu, wie die Reiter ihre Quartiere bezogen. Dann aber folgte er einem Rathsherrn, der ihn ängstlich höflich ersuchte, Quartier bei ihm zu nehmen.

„Ja, ja, mein lieber Mann, ich komme, ich bin hungrig und durstig, nach gethaner Arbeit ist gut ruhen!“

Mit klirrenden Schritten folgte Obentraut dem Rathsherrn durch die Volkshaufen, die den „Deutschen Michel“ schier wie ein Wunderthier anstarrten. Einige Reisige führten Obentraut's Pferde am Zügel nach.

Das Haus des Rathsherrn Joachim Maria Dedel war am Markte belegen, und hatte für damalige Zeiten ein gar schmuckes und stattliches Ansehen. Ein großes, geräumiges Gemach mit schwe=

ren, soliden Meubles ausgestattet empfing den kühnen Reiterobristen, der sich auf gut soldatisch einquartierte. Er warf den Hut auf den Tisch, und sich selbst in einen hochlehnigen, bequemen Sessel, auf dem er sich eine Weile dehnte und streckte und dann seine schweren Stiefeln von den Füßen zu schleudern versuchte; als ihm das nicht gelang, rief er mit lauter Stimme nach seinen Reisigen, die auch alsbald erschienen und ihn von der Last der Stiefeln befreiten.

Der Rathsherr stand schweigend in einiger Entfernung, er konnte eine gewisse Aengstlichkeit nicht verbergen.

„Mann," sagte endlich der Deutsche Michel, der den Rathsherrn eine Weile kopfschüttelnd betrachtet hatte, „Mann, ein schlechtes Gewissen ist ein schlechtes Ruhekissen, und Ihr seht eben nicht besonders aus, fürchtet Ihr etwas? steh recht auf, thu's Maul auf, hör' bald auf!"

Der Rathsherr aber ging nicht auf die Rede des Obristen ein, sondern fragte nur demüthigst an, ob es dem Herrn nicht genehm sei, das Mittagsmahl einzunehmen. Das war nun dem guten Hans Michel von Obentraut außerordentlich angenehm,

und nach einer kleinen Weile saß er mit sechs oder acht Officieren hinter einer stattlich besetzten Tafel, und machte dem deutschen Namen Ehre genug, indem er aß für drei und für noch mehrere trank. „Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen,“ das war das einzige Sprichwort, das man über Tische von ihm vernahm.

Nach der Mahlzeit schlief Herr von Obentraut und folgte dann einer Einladung Sr. Fürstlichen Gnaden des Administrators, der auf dem Rathhause mit dem Magistrat wegen der Brandschatzung handelte, und bereits den Dom hatte ausräumen lassen.

Als sich Herzog Christian mit den Herren von Paderborn um die Summe geeinigt hatte, verließ er mit seinen Officieren Obentraut, Kniphausen, Grothe, Schornberg und andern damals berühmten Kriegern das Rathhaus, und begab sich nach dem Dom.

Es war gegen Abend, und eine süße, heimliche Dämmerung erfüllte bereits das hohe Gebäude — es war leer, die Gläubigen waren aus dem Gotteshause geflohen, um nicht Zeuge der Gottesschändung zu sein, denn die Obentraut'schen Reiter packten ein, was nicht niet- und nagelfest im heili-

gen Hause. Dröhnend hallten die hohen Gewölbe wieder von den harten Schritten des Administrators und seiner Officiere. Christian von Braunschweig schritt gerade auf den Hochaltar zu und winkte einem Trupp seiner Reiter, die sich neugierig am Portale drängten; da stand der Welfenfürst im Kreise der zwölf Apostel, die, von gediegenem Silber, den größten Schatz des Paderborner Domes bildeten.

„Hierher, Kinder!“ hallte die Stimme des Herzogs und rollte durch die hohen Gewölbe, „nehmt diese Heiligen herab, sie sind von gediegenem Silber!“

„Fürstliche Gnaden, werden doch nicht die heiligen Apostel verunehren und die Kirche ihres größten Schatzes berauben?“ fragte der einzige Domherr des ganzen Capitels, der die Ankunft des Herzogs erwartet hatte, ziemlich kühn.

Christian warf ihm einen flammenden Drohblick zu und antwortete barsch: „der Herr hat zu seinen Aposteln gesagt: gehet hin in alle Welt und lehret die Heiden, aber nicht: stellt euch in den Dom zu Paderborn, versteht Ihr mich, Domherr? ich werde die Apostel in Thaler verwandeln lassen, bei meiner fürstlichen Ehre, und auf den Thalern soll

man lesen: Gottes Freund und der Pfaffen Feind! herunter mit den Aposteln!“

Jubelnd griffen die Soldaten zu, ein silberner Apostel nach dem Andern stieg demüthig von seinem Piedestal und wanderte aus dem Dom unter dem lauten Gelächter und den wilden Scherzen einer rohen Soldateska. Auf sein Schwert gestützt stand der Administrator im Kreise und unterstützte die Soldaten mit guten Rathschlägen, der Paderborner Domherr und der Bürgermeister standen mit verlegenen Gesichtern hinter dem gestrengen Herrn, Michel von Obentraut aber hatte sich auf die mit Sammet bekleideten Altarstufen gelagert und meinte, er könne nicht so lange stehen, wie die heiligen Apostel, vermuthlich weil er von Fleisch und Bein und nicht von Silber sei.

In welcher Hinsicht man ihm männiglich Recht gab.

Als auch Sanct Peter den Dom verlassen hatte, wollte der Herzog das alte Gotteshaus in Brand stecken lassen, oder gab sich wenigstens das Ansehen, um von dem Domherrn noch mehr zu erpressen. Ob ihm das gelungen, oder nicht, wissen wir nicht genau, da wir fast gleichzeitig mit dem heiligen Petrus den Dom verlassen und uns mit Oben-

traut und Kniphausen nach dem Quartier des Deutschen Michels auf dem Markte begeben.

Die beiden protestantischen Officiere traten allein in den schon dunkeln Hausgang, und Obentraut tappte in der Finsterniß eine ziemliche Weile vergeblich nach der Thür des Zimmers, in das ihn sein Wirth, der Rathsherr Joachim Maria Dedel, heute Mittag geführt. Endlich fällt die schwere Hand Obentrauts auf eine Klinke und die Thür öffnet sich. Die beiden Officiere treten ein, der Deutsche Michel ist eben im Begriff nach Licht zu rufen und Lärm zu machen, als ihm der edle Herr von Kniphausen den Mund zuhält.

Obentraut versteht seinen Waffenbruder, er ist still und lauscht.

Es wird laut gesprochen in einem Nebenzimmer.

„Beruhigt Euch, Herr General-Feldwachtmeister, um zehn Uhr sind der Herr Feldmarschall-Lieutenant hier!"

„Der Teufel mag sich beruhigen, Jesus Maria, muß ich mir acht Fahnen der besten kaiserlichen Reiterei niederhauen lassen, mich gefangen geben an das dicke Schwein, den Obentraut!"

„Der Horcher an der Wand, hört seine eigne

Schand!" brummte der Deutsche Michel, und Kniphausen konnte das Lachen kaum unterdrücken.

„Wir wollen diesen verdammten Ketzern zeigen, was kaiserliche Generale sind; von zwei Seiten wird Graf Gronsfeld angreifen. Den Deutschen Michel laß ich niederhauen!" sagte die erste Stimme wieder, und man hörte, daß ein Mann im Nebengemach hastig auf und ab ging.

„Man muß den Bären erst haben, ehe man die Haut verkauft!" murmelte der Deutsche Michel.

„Ihr scheint Eurer Sache sehr sicher zu sein, Herr Graf!" sprach Bevilacqua etwas spitz.

„Nun, wenn Gronsfeld und ich angreifen, wenn wir Zwölftausend gegen kaum Fünftausend führen, wenn Ihr das bedenkt, Herr General-Feldwachtmeister, so wird Euer Zweifel beinahe beleidigend —"

„Gronsfeld und Ihr?" wunderte sich Bevilacqua, „Gronsfeld ja, aber Ihr, Herr Obrist, Ihr seid gefangen!"

„Oh!" lachte der Andere roh, „habe ich doch dem Herrn Dedel, Euerm Wirth, sein Töchterlein verführt und ihm weißgemacht, ich würde das Dirnel heirathen; sobald es zehn Uhr ist, läßt er mich

durch die Hinterpforte hinaus, und ich setze mich an die Spitze meines Regimentes."

„So, so, wo greift Ihr an?" fragte der General=Feldwachtmeister.

„Der Feldmarschalllieutenant selbst will durch das untere Thor herein brechen, ich ziehe mich um die Stadt herum und schneide den Flüchtlingen den Weg ab."

Die protestantischen Officiere hatten genug gehört, Obentraut zog Kniphausen hinaus, hinaus in den Flur, hinaus vor die Hausthür, und mit lautem Gelächter eilten beide nach dem Quartier des Administrators, um ihn von dem schönen Plane der Kaiserlichen in Kenntniß zu setzen.

In tiefster Stille trafen Braunschweig und Obentraut ihre Vorkehrungen, und es war fast zehn Uhr, als Obentraut in sein Quartier zurückkehrte.

Jetzt empfing ihn Herr Joachim Maria Dedel mit einem Armleuchter in der Hausthür und führte ihn nach seinem Zimmer. Dort nahm Michel von Obentraut Platz in einem Lehnstuhl, besah sich den zitternden Rathsherrn von Oben bis Unten und sagte dann ruhig: „Hole Er mir einmal Seine Tochter, und auch Seine Frau, wenn Er eine hat!"

Der Rathsherr knickte fast zusammen, eilte aber doch hinaus und kehrte nach einer kleinen Weile mit einem ältern und einem jüngern Frauenzimmer zurück.

„Sie ist die Tochter des Rathsherrn Dedel?“ fragte Obentraut, das Mädchen aufmerksam betrachtend.

„Ja,“ antwortete das Mädchen fest, und trat einen Schritt vorwärts in den Bereich des Lichtes. Der kühne Obentraut sah ein starkes, entschlossen aussehendes Frauenzimmer von etwa zwanzig Jahren vor sich. Johanna Dedel sah gar stattlich und schön aus mit ihren großen, runden Augen, mit ihren vollen Wangen und den dichten, braunen Haarflechten daran, und gar straff und stolz stand sie vor dem feindlichen Feldherrn, dessen Namen ein Schrecken der Katholiken war.

„Jungfer,“ begann Obentraut mit ernstem, beinahe betrübtem Gesichte, „es ist nicht Alles Gold, was glänzt, d. h. es giebt Hundsfötter auch im vergoldeten Panzer —“

Johanna Dedel sah den Feldherrn verwundert an.

„Es giebt Hundsfötter mit der Feldbinde des

Kaisers, Hundsfötter mit der Grafenkrone und dem Obristenpatent," sprach Obentraut deutlicher, und Johanne Dedel erbleichte.

„Jesus Maria!" stammelte der Rathsherr.

„Jungfer, über den Stand gefreit, bringt großes Leid — Sie dauert mich, Jungfer, denn der, der Ihr die Ehre genommen hat, ist ein Lump, ein Hundsfott, der sich mit Ihrer Schwäche schaamlos brüstet und sich seines Betruges rühmt!"

Johanne Dedel stand bleich wie Wachs, aber starr wie eine Statue, vor dem wilden Reiter.

„Ihn, Mann, Ihn könnte ich aufknüpfen lassen, Meister Dedel, wie kann Er denn einen meiner Gefangenen entfliehen lassen wollen? wie kann Er sich denn unterstehen, Complott zu machen mit den Kaiserlichen, gegen mich, gegen den Michel von Obentraut, Potz Prag und Hagenau, Er soll den Obentraut kennen lernen!"

Der Rathsherr sank auf die Knie vor Obentraut, der jetzt wirklich ein ganz grimmiges Gesicht machte und ihn barsch aufstehen hieß: „steh Er auf, wie die Arbeit, so der Lohn, Potz Prag und Hagenau, ich sollte ein Exempel statuiren, und Ihn

mit Seinem Herrn Grafen an einen Galgen hängen lassen."

„Herr von Obentraut," sagte plötzlich Johanne Dedel entschlossen, „habt Erbarmen mit meinem armen Vater, er that Alles meinetwegen, ängstigt den alten Mann nicht mehr noch, als er sich selbst ängstigt, ich bin die Ursache dessen, was Ihr Verbrechen nennt, laßt mich tödten!"

„Oho, Jungfer Dedel, denkt Ihr, ich führe mit Weibern Krieg? Eile mit Weile, allzuscharf macht schartig, gedulde Sie sich, Sie soll mit dem bösen Obentraut schon noch zufrieden sein."

In diesem Augenblicke schrie ein Reisiger ins Zimmer: „Alles fertig, Herr Obrist, der verdammte Pfaff wollte erst nicht kommen, als er aber Geld sah, war er schnell bereit!"

„Kein Geld, kein Pfaff!" brummte Obentraut, faßte die bleiche Johanne unter den Arm und schritt hinaus in die Hausflur, die Aeltern des Mädchens folgten in banger Erwartung. Draußen im Hausflur aber stand ein katholischer Geistlicher im vollen Ornat, etwa zehn Officiere von Obentrauts Regimente und mehrere Knechte, die mit Fackeln und Stalllaternen den düstern Hausflur stellenweise er-

leuchteten. Obentraut führte Johanna, die ihm willenlos folgte, vor den Geistlichen, und gab einem seiner Officiere ein Zeichen. Dieser entfernte sich und kehrte bald mit den beiden gefangenen kaiserlichen Officieren, dem General=Feldwachtmeister von Bevilacqua und dem Obersten, Grafen von Büren, in die schweigende Versammlung zurück.

„Herr General=Feldwachtmeister," wendete sich Obentraut an Bevilacqua, werdet Ihr der Zeuge sein für Euren Kameraden bei der Trauung?"

„Was?" fragte der Oberst Büren erschrocken.

„Oberst Büren, ein Mann ein Wort!" rief Obentraut zornig, „Ihr habt mir vor drei Wochen geschworen, vor Jahresfrist nicht die Waffen zu führen gegen die Protestanten, heute seid Ihr mit den Waffen in der Hand gefangen — Ihr habt dieser Jungfrau die Ehe versprochen, werdet Ihr derselben Euer Wort besser halten als mir?"

Der protestantische Obrist sprach so drohend, daß Graf Büren erbebte, sein Leben war in Obentraut's Hand, er bequemte sich und trat zu dem zitternden Mädchen. Die Fackelträger stellten sich um das Paar, Obentraut und Bevilacqua nannten sich dem Priester als Trauzeugen, die Ringe wurden

gewechselt, der Segen gesprochen, und Obentraut gratulirte zuerst der jungen Gräfin von Büren, die übrigen Anwesenden folgten seinem Beispiel.

„Jetzt, verehrte Anwesende, werde ich Euch etwas sagen," wendete sich Obentraut nun mit lauter Stimme an die Versammlung: „Dieser Graf von Büren, kaiserlicher Oberst von der Kavallerie, hat als Officier und Edelmann sein Wort gebrochen, hat gegen sein Wort die Waffen gegen uns geführt, ist zum zweiten Mal in unsere Gefangenschaft gerathen und hat in dieser ein Complott angezettelt, in dieser Nacht sollten wir hier überfallen werden. Zufällig erhielt ich Kunde von diesem Complott und hörte wie sich der Herr Graf rühmte, dieser, seiner nunmehrigen Gemahlin, die Ehre genommen zu haben, indem er sie mit einem Eheversprechen getäuscht, nun steht es fest, daß der ehemalige kaiserliche Oberst von Büren noch vor Mitternacht aufgeknüpft werden muß, darum ließ ich ihn geschwind mit dieser seiner jetzigen ehelichen Gemahlin trauen, um ihm ein Verbrechen zu ersparen und die Ehre des armen Frauenzimmers zu retten. — Graf Büren, Ihr habt eine Viertelstunde Zeit Euer Testament zu machen, Pfaff, Er kann

beim Grafen bleiben, Baron Verstolck, Ihr sorgt für pünktliche Execution, lebt wohl Frau Gräfin von Büren, Ihr Herren an die Posten, ein Jeder warte seines Amtes, verflucht, wer sein Amt lässig treibt!"

Michel von Obentraut eilte mit seinen Officieren hinaus, und der Lieutenant Verstolck blieb mit zwölf Reitern und einem Profoß zur Execution zurück.

Schweigend sah Johanna, die in einer Stunde Gattin und Wittwe sein sollte, den Mann an, den sie wirklich liebte. Graf Büren konnte ein schöner Mann sein, aber jetzt sah er entsetzlich aus, alles Blut schien ihm aus Lippen und Wangen in die Augen getreten zu sein, sein ganzer Körper war in einer krampfig zitternden Bewegung.

„Faßt Euch wie ein Mann, Graf!" sagte Bevilacqua zu ihm, „habt Ihr Aufträge in die Heimath, ich will sie besorgen!"

„Heinrich, ich will mit Dir beten!" redete Johanna dem stier um sich schauenden Grafen mit merkwürdiger Fassung zu.

„Ich soll sterben," murmelte er grimmig „ich will nicht sterben!"

„Heinrich!“ bat Johanna.

„Tausend Teufel!“ brüllte der Graf jetzt außer sich, „Bevilacqua, leidet Ihr das? Ihr seid verantwortlich —“

„Mein Sohn, versöhnt Euch mit dem Himmel, legt Eure Beichte ab, daß ich Euch absolviren kann!“

„Behaltet Eure Beichte für Euch, freßt Eure Absolution, erstickt an Eurer Absolution, ich absolvire mich selbst!“ schrie der Graf, und warf den Priester an die Wand, daß er blutend niedersank.

„Ihr habt noch fünf Minuten zu leben, Graf Büren!“ rief der Lieutenant, Baron Verstolck.

„So, meint Ihr, flaumenbärtiges Bürschchen?“ antwortete der halb rasend auf- und abschreitende Graf.

Johanna wurde von ihren Aeltern in das Zimmer zurückgeführt; in dem Augenblicke, in dem sich die Thür hinter ihr schloß, fiel ein Schuß, und mit wildem Geheul stürzte sich Graf Büren auf die protestantischen Reiter, die an der Thür standen; sein plötzlicher, unerwarteter Angriff warf zwei derselben zu Boden und über sie hinweg sprang

der Graf zur Thür hinaus und war im Moment in der Dunkelheit verschwunden.

Bestürzt schaute ihm Lieutenant Verstolck nach, der Graf aber, der in den engen, schmutzigen Gassen Paderborns ziemlich Bescheid zu wissen schien, schlich sich nach dem untern Thor, wo noch Alles still war, während am obern bereits Schuß auf Schuß fiel und Gronsfeld mit aller Macht dort angriff.

Graf Büren erreichte bald den Garten des alten Dedel am untern Thor, dessen Thür er mit dem Schlüssel, den er bereits in der Tasche hatte, öffnete.

Von der überstandenen Todesangst und dem hastigen Lauf ermüdet sank der Graf in einen Stuhl, der neben der Thür stand. Erst nachdem er einige tiefe Athemzüge gethan, konnte er die Thür hinter sich schließen. Dann lauschte er aufmerksam. Er hörte die Stimmen seiner Verfolger, und die Gartenwand trennte sie von ihm, er hörte den Lieutenant Verstolck in seiner breiten, niederländischen Mundart fluchen. Von fernher drang das Getöse des Kampfes, das am obern Thor tobte, und ein

mächtiges Gewitter zog sich majestätisch langsam zusammen über der katholischen Stadt.

Graf Büren eilte an die Mauer, die der Wand, in der die Thür war, gegenüber lag, dort hatte Dedel bereits eine Leiter anlegen lassen, es war sehr finster, aber der erste Blitz, der niederzuckte aus den Wolken, zeigte dem Grafen die Leiter, und unter dem Rollen des Donners stieg er hinauf. Er steht auf der Mauer, ein heller Blitz umzuckt ihn, er kniet nieder, um den Strick zu fassen, der an der Leiter befestigt ist, damit er an der andern Seite der Mauer hinabgleiten könne, er kniet nieder, und in demselben Augenblicke pfeift eine Pistolenkugel dicht über ihn hin. „Steht! wer da?" ruft ein Obentraut'scher Reiter, der nicht zwanzig Schritt von dem Grafen an dem Dachfenster eines Hauses steht.

„Haus Oestreich!" antwortet Graf Büren, und gleitet mit rasender Schnelligkeit an dem Strick hernieder, zwei, drei Kugeln pfeifen über die Stelle, auf der er noch vor drei Secunden gestanden.

Der Graf ist außerhalb Paderborns, aber man wird nicht zögern ihm nachzusetzen, er will, daß

man ihm nachsetze, denn noch einmal ruft er ganz laut: „**eh viva la casa d'austria!**" aber dann legt er sich platt an die Erde und freut sich der Kugeln, die von den Protestanten aufs Ungewisse hin abgefeuert werden.

Unaufhörlich rollt der Donner des Gewitters und mischt sich mit dem Donner des am obern Thore wogenden Gefechtes, die Blitze zucken, in Strömen rauscht der Regen hernieder, der Graf achtet's nicht, er liegt immer noch platt am Boden, plötzlich springt er auf, eilt zwanzig Schritt vorwärts hinein in die Finsterniß, ein dumpfes, mächtiges Geräusch kommt näher und näher, „Haus Oestreich, Oestreich!" ruft der Graf, „**viva la casa d'austria!**" antworten die Kürassiere des lombardischen Regimentes — der Graf ist von seinen Getreuen umgeben, sie umringen ihn jubelnd, man wappnet ihn, man führt ein Roß vor, er besteigt es, er setzt sich an die Spitze seiner Reiter und führt sie im vollsten Trabe gegen das untere Thor von Paderborn.

Dicht am Thor stößt Graf Büren auf ein kaiserliches Dragonerregiment, was ihm Graf Gronsfeld zur Unterstützung sendet, was sich in der Nacht

verirrt hat und ihn jetzt erst trifft. Die Dragoner sitzen ab und nähern sich dem Thor, sie werden angerufen, ein Pechkranz flammt auf am Thorthurm, und ein wohlgezielter Karthaunenschuß reißt eine gewaltige Lücke in die Andringenden.

Haus Oestreich über Alles!

Prag und Hagenau!

Braunschweig! Braunschweig!

Eine Petarde wird ans Thor geschraubt, der strömende Regen verlöscht die Pechkränze, die Schüsse fallen seltener, das Thor stürzt krachend zusammen, ein Blitzstrahl zeigt Büren's lombardischen Kürassieren das geöffnete Thor, „Oestreich! Oestreich!" und „Jesus Maria!" den tollkühnen Oberst voran stürzt sich das lombardische Regiment auf die kleine Brücke gegen das Thor. Die kleine Holzbrücke schwankt unter den Hufen der Rosse, der Donner übertönt das Angriffsgeschrei, der Regen strömt, es ist finstere Nacht, aber plötzlich blitzt es hell auf vor den kühnen Reitern, ein gewaltiges Krachen begleitet das Blitzen, zwanzig, dreißig Lombarden stürzen von den Rossen, die scheu gewordenen Thiere wenden um, sie zerschlagen die Barrieren der Brücke,

überspringen sie und reißen sich mit ihren Reitern hinein in den nassen Tod.

„Alle Mann da! rückt ein, schließt Euch, vorwärts Marsch!“ kommandirt Graf Büren mit lauter Stimme, und führt unter Trompetengeschmetter sein schnell gesammeltes Regiment zum zweiten Male zum Angriff, fest entschlossen, es koste, was es wolle, in die Stadt einzudringen.

Noch einmal braus'te der Angriff heran, und noch einmal wurde er abgeschlagen, als aber Büren seine Lombarden zum dritten Angriff ordnen wollte, ließen ihm die Gegner keine Zeit dazu, Obentraut brach mit seiner Kavallerie in geschlossenen Zügen vier Mann hoch aus dem Thor und warf sich in vollster Furie auf die zerstreuten, durch zwei fehlgeschlagene, blutige Angriffe entmuthigten Lombarden. Der wohlbekannte Feldruf: „Prag und Hagenau!“ übertönte bald das „Oestreich! Oestreich!“ der Lombarden, Büren sah sich geworfen, und nur mit Mühe gelang es ihm, in der Finsterniß seine Leute einigermaaßen zusammen zu halten. Vielleicht wäre es ihm noch gelungen, wenigstens einen Theil seines Regimentes zu retten, wenn er nicht plötzlich

dicht neben sich die eherne Schlachtstimme des „Deutschen Michels" vernommen hätte, die laut über's Feld erklang, „Prag und Hagenau!" „Blankes Eisen, nieder mit den Papisten!" Als Graf Büren diese Stimme vernahm, die ihn vor noch nicht drei Stunden zum Tode verurtheilte, überkam ihn ein panischer Schrecken, der Feldruf stockte in seinem Munde, er warf seinen Pallasch in die Scheide, riß seinen Streithengst herum und jagte davon. Die Lombarden glaubten ihren Oberst gefallen, sie flohen, und die dichte Finsterniß sicherte ihre Flucht.

Obentraut ließ jetzt ebenfalls zum Rückzuge blasen, denn an eine Verfolgung war unter diesen Umständen gar nicht zu denken; der Siegesjubel der Protestanten durchtobte die katholische Stadt, denn auch am obern Thor, wo der Administrator, Herzog Christian, in Person kommandirte, waren alle Angriffe des Feldmarschalllieutenant von Gronsfeld völlig abgeschlagen worden, und die Kaiserlichen, die, wie wir wissen, darauf gerechnet, den Administrator zu überfallen, hatten einen sehr bedeutenden Verlust erlitten, auch war der Feldmar-

schallieutenant von Gronsfeld selbst verwundet worden. Von den Protestanten waren auch mehrere Officiere geblieben und Herr von Kniphausen beim Nachsetzen gefangen worden. Er wurde am andern Tage gegen den General-Feldwachtmeister von Bevilacqua ausgewechselt.

# III.

„Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt. Der schlimme Weg,
Graf Isolan, entschuldigt Euer Säumen!“

(Schiller: Wallenstein.)

„Jery! Jery!
Höre! Höre!
Wollt Ihr gar nicht hören?
Hülfe! Hülfe!
Vater, Hülfe!
Laßt Euch, laßt Euch wehren!“

(Göthe: Jery und Bätely.)

Das Jahr 1623 ging rasch zu Ende, der Administrator, Herzog Christian von Braunschweig, hatte längst Paderborn und Niedersachsen verlassen, und befand sich mit Graf Mansfeld auf dem abenteuer-

lichen Ritterzuge nach den Niederlanden. Michel von Obentraut begleitete den Administrator nicht, sondern führte Krieg auf eigene Hand längs des Rheines hin. Er hatte etwa zweitausend Mann der trefflichsten Kavallerie bei sich, und erhielt diese aus dem Säckel der Bischöfe und der Pfaffen am Rhein. Der Name des „Deutschen Michels" wurde immer furchtbarer dazumal, das katholische Deutschland mußte viel leiden von seiner schweren Hand, und als im Bisthum Speier seine Leute eines Tages dreizehn Kirchen ausgeraubt hatten, erwiederte er den Fürsprechern lakonisch: „heute mir, morgen dir — schlägst du meinen Juden, schlag' ich deinen Juden, was der Tilly den Protestanten nimmt in Scheffeln, das hole ich mir von den Katholiken in Löffeln!"

In einem kleinen Dörfchen, etwa drei Meilen von dem uralten Bischofssitz Speier, hat der „Deutsche Michel" sein Quartier aufgeschlagen, mit seinem Freunde, dem Obersten v. Kniphausen, sitzt er vor einer halbverbrannten Hütte, die Beiden als Wohnung dient, und scheint sich sehr behaglich in dem warmen Spätherbstsonnenstrahle zu befinden. Die Spitzen des rothblonden Schnurrbarts sind feucht

von dem edeln Wein, der aus der verkehrt auf den Tisch gestülpten Kanne seinen Weg in die Kehle des wilden Reiters gefunden hat. Auf den Wangen Obentrauts blüht Gesundheit, wie gewöhnlich, aber der eigentliche zufriedene Frohsinn, der sich sonst in allen Zügen des kühnen Parteigängers aussprach, fehlt jetzt, und das finstere, starre Gesicht des Obersten von Kniphausen mit dem pechschwarzen, spitzen Knebelbart und dem schielenden Auge verrieth jetzt eben so viel Heiterkeit gerade, als das des „Deutschen Michels." Ein so finsteres Aussehen war man so wenig gewohnt an Obentraut, daß sich Kniphausen, nachdem er seinen Chef einige Mal kopfschüttelnd angesehen, die Freiheit nahm zu fragen: „Was fehlt Euch, mein Herr von Obentraut?"

Der Gefragte sah dem Frager ernst in's Gesicht und erwiederte: „Der Frühling blüht nicht immer — habt Ihr Kinder, Herr von Kniphausen?"

„Ja, sechshundert, wackere Jungen," antwortete der Oberst, und deutete auf eine Vedette, die mit gezogenem Pallasch und gespanntem Pistol etwa tausend Schritte vorwärts vor der Hütte aufgestellt war.

Der von Obentraut verstand den wilden Sohn

des Krieges und fragte weiter: „aber eine Frau habt Ihr, eine Braut, eine feine Buhle zum wenigsten?"

Der Kniphausen antwortete nicht, aber er schlug gar bedeutungsvoll auf das gewaltige Schlachtschwert an seiner Linken, so daß es dröhnend erklirrte.

„Wenn Ihr nichts habt, Oberst, Fleisch von Eurem Fleisch, Blut von Eurem Blut, dann versteht Ihr nicht, warum ich traurig bin!"

„Ich hatte zwei schöne Schwestern, Herr von Obentraut!" sagte Kniphausen ernst, ohne eine Miene zu verziehen.

„Ah, Schwestern!" rief Obentraut erfreut, „das ist gut, der Bruder muß den Vater verstehen, ich habe eine Tochter!"

„So würgt sie mit eigner Hand, damit sie unentehrt sterbe!" sagte Kniphausen leise, und wie finstere Nacht lag es auf seinem starren Gesicht.

Der „Deutsche Michel" rückte ein Stück fort von seinem Freunde, „seid Ihr toll!" schrie er, oder betrunken, Oberst?"

„So nüchtern wie Ihr, Herr von Obentraut," erwiederte Kniphausen kalt, „aber ich sage Euch, es

ist jetzt keine Zeit in Deutschland, in der ein Ehrenmann Töchter haben darf, oder Schwestern, sie müßten denn häßlicher sein als die Nacht, und auch die Häßlichkeit schützt sie nicht mehr gegen die Brutalität entmenschter Soldaten!"

„Ihr habt Recht, Oberst, Ihr macht mir bang!"

„Laßt Euch einmal ansehen, Herr von Obentraut, hab Euch so oft gesehen, möcht Euch auch einmal in Angst sehen, damit ich sagen könnte, hab den „Deutschen Michel" einmal bang gesehen! wär sicher der Einzige in Deutschland, der das zu sagen vermöchte!"

Aber der schmeichelhafte Scherz wollte nicht anschlagen bei dem bekümmerten Vater, und Kniphausen ging nun als ein kluger Menschenkenner lieber direct auf die väterlichen Besorgnisse Obentrauts ein.

„Seht, Obentraut," nahm er das Wort, „ich hatte zwei Schwestern, ein Paar prächtige Mädchen, schön und gut, und ich war stolz auf meine Schwestern, die armen Kinder hatten nicht Vater mehr und nicht Mutter, aber ich war ihnen Alles. Da fielen uns eines Tages Kroaten ins Schloß, kaiser-

liche Völker, sie verbrannten mein Eigenthum, sie machten mich zum Gefangenen, gebunden und zähne=knirschend mußte ich zusehen, wie man furchtbare Schandthat verübte an meinen zwei schönen, unschul=digen Schwestern, ich mußte zusehen und konnte nichts als mit den Zähnen knirschen — ich sah die lieben, schönen Mädchen ermorden vor meinen Au=gen, und ich freute mich, ich mußte mich freuen, daß sie der Tod erlös't hatte von der Schmach und ihrer Qual. Tage und Nächte lang sah ich sie vor mir liegen, die zarten, blüthenweißen Körper von Blut übergossen, die geschändeten Leichname meiner armen Schwestern — ich sehe sie immer vor mir, und darum sage ich, es ist jetzt nicht die Zeit, in der ein Ehrenmann Töchter oder Schwe=stern haben darf!"

Der „Deutsche Michel" sah starr in das Ge=sicht seines Waffenbruders, zwei Thränen tropften aus seinen Augen, und unbeweglich lag sein breites Kinn auf dem Knauf des Schwertes, das zwischen seinen Knieen stand.

„Wie, der Sieger von Hagenau weint?" fragte Kniphausen, dem von Obentraut die Hand drückend.

„Bei Hagenau wurden über tausend Kroaten niedergehauen!" flüsterte Obentraut.

„Und das lohne Euch Gott, Herr von Obentraut, aber der Höllenhund, der meine Schwestern mordete, zwiefach mordete, war nicht dabei!" —

„Wir treffen ihn noch, geduldet Euch, Knipshausen!"

„Das Geduldigste auf der Welt ist tiefe Rache!" erwiederte der Oberst, und wendete sich nach dem Posten, der vorwärts auf der Höhe stand; es war ein Doppelposten, und man sah jetzt einen der Reiter in vollem Trabe heran kommen. Der Kürassier parirte sein schweres Pferd kurz vor den beiden Officieren. „Ein einzelner Mann am Posten, Herr Oberst, wünscht ein Gespräch mit dem Herrn General von Obentraut!"

„Führt ihn her!" befahl der „Deutsche Michel," und der Kürassier trabte salutirend davon

Nach etwa fünf Minuten erschien ein Mann auf der Höhe, dessen Reisekleidung in sehr desolaten Umständen war, der aber trotzdem recht rüstig einher schritt an seinem Weißdornstocke, und gar ein vergnügtes Gesicht machte, als er des „Deutschen Michels" ansichtig wurde.

„Wolf, es ist Wolf!“ rief Obentraut's Donnerstimme dem Kommenden entgegen.

„Ja, es ist Wolf, gnädigster Herr!“ antwortete der uns schon bekannte Sohn des alten Erbmüllers in der Waldmühle.

„Was macht meine Tochter?“ schrie Obentraut hastig, und ergriff mit mächtigem Drucke Wolfs Arm.

„Nun, vor fünf Wochen habe ich das liebe, gnädige Fräulein Gertrud gesund und munter verlassen!“ erwiederte Wolf, etwas röther werdend, als nöthig.

„Gott sei Dank!“ sagte Obentraut leise, und ließ sich auf seine Bank nieder, dann fragte er wieder: „ist sie groß geworden?“ ist das kleine Trudchen hübsch geworden?“

Der ehrliche Wolf gerieth in eine peinliche Verlegenheit, doch erwiederte er ziemlich gefaßt: „das liebe, gnädige Fräulein ist schlank, wie eine Tanne —“

„Wie ihre Mutter, der Apfel fällt nicht weit vom Stamme!“ sagte Obentraut.

„Das liebe, gnädige Fräulein hat dunkle, blaue Augen!“

„Wie ihre Mutter, an den Federn erkennt man den Vogel!“

„Das liebe, gnädige Fräulein hat blondes Haar!“

„Wie ihre Mutter, alle Donnerwetter nein, wie ich, denn ihre arme Mutter hatte ja kohlpechrabenschwarzes!“

„Er scheint sich sein liebes, gnädiges Fräulein verdammt genau besehen zu haben, mein Freund!“ bemerkte Herr von Kniphausen mißtrauisch.

Eine glühende Röthe färbte das Antlitz unseres jungen Freundes, aber mit soldatischer Fassung erwiederte er: „mußte ich nicht, Herr Oberst, lebte ich nicht fast zehn Wochen unter einem Dach mit ihr?“

„Wie so, Wolf,“ fragte Obentraut, „ist er nicht bei seinen Aeltern gewesen? der gute, alte Wolf wird doch nicht todt sein? was macht mein Bruder Niclas, der arme gichtbrüchige Teufel, was macht seine Frau, die Cordula mit der spitzen Nase?“

„Gnädigster Herr, Euern gnädigen Herrn Bruder plagt die Gicht nicht mehr —“

„Ei, das wäre — Ende gut, Alles gut!“

„Der Herr Amtmann von Obentraut sind gestorben!"

„Ah," sagte Obentraut traurig, „nun kommt die Trauermähr hinterdrein gehinkt!"

„Ja, gnädiger, lieber Herr, ich kann aber nichts dafür!"

Das weiß ich ja, närrischer Kerl, erzähl' er nur, mein armer Bruder!"

„Die Kaiserlichen haben Ihr Schloß verbrannt, das ganze Dorf, haben den gnädigen Herrn und die gnädige Frau, Alles über die Klinge springen lassen, von allen Beamteten ist nur der alte Jäger Robert am Leben, der unser liebes, gnädiges Fräulein in der Mordnacht gerettet hat — das ist Alles, gnädiger Herr!"

„Und meine Tochter, Mensch, wo ist denn meine Tochter?" schrie Obentraut wüthend.

„Nun," sagte Wolf tröstend, „beruhigt Euch, gnädiger Herr, das liebe, gnädige Fräulein ist sicher versteckt in der Waldmühle bei meinen Aeltern."

Der Herr von Kniphausen zog ein recht häßliches Gesicht, er hatte es schon weg, daß der junge Wolf gewaltig verliebt war in sein „liebes, gnädiges Fräulein," und fand gar nicht spaßhaft, daß

der junge Kürassier zehn Wochen in seines Vaters Mühle mit seinem „lieben, gnädigen Fräulein" zusammen gelebt habe.

„Der „Deutsche Michel" dagegen hatte durchaus kein Arg, er kannte den alten Waldmüller und wußte, daß sein Kind bei ihm vielleicht sicherer aufgehoben, als in einem befestigten Schlosse.

Wolf wurde entlassen.

„Haltet Ihr Eure Tochter für sicher da, wo sie jetzt ist, Herr von Obentraut?" fragte der Oberst von Kniphausen.

„Für so sicher, als sie irgendwo sein kann, Oberst!"

„Und wenn Ihr sie nach dem Haag brächtet, zur Königin Elisabeth?"

„Ihr seid sehr besorgt um mein Kind," lächelte Obentraut, „meine Tochter lebt sicher in der abgelegenen Waldmühle!"

„Bis kaiserliche, oder hispanische Völker die abgelegene Waldmühle finden, den rothen Hahn auf's Dach setzen, und, schon um sich an dem gefürchteten „Deutschen Michel" zu rächen, seine Tochter zur Metze machen!"

„Seid Ihr toll, Oberst!" fuhr Obentraut

wirklich zornig in die Höhe, „daß der Harnisch klang und das große Schlachtschwert mächtig klirrte, „wer redet so von Michel Obentraut's Tochter?"

„Euer Freund, Herr von Obentraut," erwiederte Kniphausen ohne eine Miene zu verziehen, „Euer Freund, der das an seinen Schwestern erleben mußte, was er von Eurer Tochter erst fürchtet."

„Ah bah!" brummte der „Deutsche Michel," und setzte sich wieder nieder. Oberst von Kniphausen redete langsam weiter: „Und dann, General, ist wohl eine einsame Waldmühle ein passender Aufenthaltsort für ein deutsches Reichsfräulein, für des berühmten Feldherrn Obentraut Tochter — sagt selbst, was soll Fräulein Gertrud unter dem niedern Volk? habt Ihr den Burschen angesehen, als er Euch Post brachte von Eurer Tochter? he? ich sage Euch, der Kerl ist bis über die Ohren verliebt in sein „liebes, gnädiges Fräulein!" Gott gebe, daß das Fräulein nicht schon gar zu gnädig gegen ihn gewesen!"

„Ihr redet von Obentraut's Tochter!" bemerkte Gertruds Vater mit Nachdruck.

„Ja, Herr von Obentraut, aber von einer Tochter, die seit einem halben Jahre unter Bauern

lebt, leben muß und ein junges, sehr junges Mädchen ist."

„Ihr habt Recht, Oberst," — versetzte Obentraut nach einer ziemlichen Pause sinnend, „wir gehen nach einigen Tagemärschen den Rhein hinunter, dann mag sich Wolf mit einigen Reitern durchschleichen und meine Tochter zu mir bringen, meine gnädigste Frau Churfürstin, wollte sagen Königin — verdammte Geschichte, die mit der böhmischen Krone — nimmt mein Mädel gewiß gnädig auf." —

„Ihr habt einen guten Entschluß gefaßt, Herr von Obentraut," sagte Kniphausen aufstehend, „schickt den Wolf und laßt Eure Tochter holen, der Bursch ist in das Fräulein verliebt, und für ihre Sicherheit könnt Ihr auf die Leidenschaft des Burschen speculiren, er bringt sie sicher zu Euch!"

Die beiden Officiere entfernten sich jetzt, um den Geschäften nachzugehen, die ihnen noch für den Rest des Tages übrig. Doch verlassen wir jetzt das Feldlager des wilden Obentraut, und begeben uns nach der guten Stadt Paderborn in Westphalen.

Ungefähr um dieselbe Zeit, wo Michel von Obentraut das Bisthum Speier täglich brandschatzte

und sich seinem alten Kriegsschauplatze, dem Elsaß und der Pfalz, immer mehr näherte, kamen auch wieder kaiserliche Truppen nach Paderborn, welche Stadt seit dem Abzuge des Administrators weder von Freund noch von Feind, weder von Protestanten noch von Katholiken besetzt worden war.

Es war ein letzter Sonnentag im Spätherbst, so ein recht poetischer, melancholischer Herbsttag, und eben so melancholisch wie der Tag stand die junge Gräfin von Büren, des Rathsherrn Joachim Maria Dedel Tochter, an einem Fenster in dem Hause ihres Vaters. Die junge Frau hielt ein Knäblein auf ihren Armen, das erst vor wenig Monaten geboren war.

Trübe lächelnd ruhte der Blick der jungen Mutter auf dem zarten, schönen Kinde, denn das arme Kind hatte keinen Vater.

„Ich habe der schlechten Person und ihrem Bankert den Tod geschworen, sobald ich höre, daß sie auf den Namen einer Gräfin von Büren Ansprüche macht.“

Das war der Segen, den der kaiserliche Oberst, der hochgeborne und erlauchte Graf seinem Kinde, seinem Sohne, mitgegeben für's Leben. Aber Jo-

hanna war ein anderes Wesen geworden, seit sie ein Kind hatte; muthig erklärte sie, nicht ihretwegen, sondern ihres Kindes wegen werde sie ihre Ansprüche an den Grafen Büren verfolgen, selbst bis zum Kaiser — und Johanna hatte einen Bundesgenossen, das war der alte Priester, der sie getraut hatte, in jener Schreckensnacht, mit dem Grafen Büren. Der alte, verschlagene Caplan wußte die Umstände trefflich zu benutzen, die Ehe, von einem katholischen Priester geschlossen, blieb unauflöslich, nur der heilige Vater selbst konnte sie lösen. Die große, gräflich Büren'sche Familie war außer sich über diese Verheirathung eines ihrer Söhne mit einer Bürgerlichen, sie suchte das ganze Factum zu läugnen, aber Johanna's Beistand, Caplan Burgstetter, berief sich auf das Zeugniß des kaiserlichen General = Feldwachtmeisters von Bevilacqua, und dieser, ein ehrlicher, braver Edelmann, bezeugte der Wahrheit gemäß die canonische Trauung des Grafen Heinrich von Büren mit Johanna Dedel, Joachim Maria Dedels Tochter. Seitdem dachte man der armen Johanna nicht mehr, und Caplan Burgstetter machte sich das Vergnügen, Johanna's Kind im Dome zu Paderborn öffentlich als Heinrich,

Johannes, Maria, Graf von Büren, durch das Bad der heiligen Taufe in die Gemeinschaft der Christen aufzunehmen.

Da Johanna das einzige Kind des reichen Joachim Maria Dedel war, so erhob sie keine Ansprüche an das Vermögen ihres Mannes, sondern begnügte sich beim Reichshofgericht, Namens ihres Sohnes eine Protestation gegen den Verkauf von Büren'scher Erbgüter einzugeben.

Das setzte die hochgräfliche Sippschaft ganz in Verzweiflung; diese entschlossene Haltung der Bürgerdirne verblüffte die adeligen Herrn, namentlich aber den alten Oberstsilberkämmerer, Grafen von Büren, den Großvater von Johanna's Kinde. Man beschloß nun, von Johanna durch List zu erreichen, was man durch Gewalt nicht hatte erreichen können.

Doch wir wollen dem Gange der Erzählung nicht vorgreifen. Schon zeitig am Morgen des Herbsttages, den wir eben erwähnten, war Herr Dedel aufs Rathhaus gefordert worden, da eine starke kaiserliche Einquartierung angesagt worden war.

Aengstlich überflog Herr Dedel die Liste der einrückenden Truppen, und dankte Gott, daß die

lombardischen Kürassiere, die sein hochgeborner Schwiegersohn kommandirte, nicht bei den angesagten Truppen befindlich. Die Geschäfte hielten den ängstlichen, peinlichen Mann auf dem Rathhause fast bis Mittag, und so kam es, daß Johanna nichts wußte vom Einrücken kaiserlicher Truppen.

Erstaunt horchte das vieldulbende junge Weib auf, als plötzlich dieselben Trompetenklänge an ihr Ohr schlugen, die ihr einst die Ankunft des Heißgeliebten, des Vaters ihres Knaben, verkündet hatten. Johanna hatte verzichtet auf Graf Heinrichs Liebe, ihre Liebe zu ihm war aufgegangen in der Liebe zu dem Knaben, der in ihrem Arme schlief — aber dennoch schlug ihr Herz hörbar, dennoch öffnete die zitternde Hand hastig das Fenster, und bebend lehnte das schöne, bleiche Weib an dem Fensterkreuz, den schlafenden Knaben in ihrem Arme. Ist er's? sind es die stolzen Lombarden? die sieggewohnten Wallonen? nein — es sind die Holk'schen Jäger, des Friedländers wilde Jagd, die da einziehen in Paderborn heute — ihnen folgen die Dragoner, die der Schotte Ramsay führt, dann kaiserliche Mousketiere und Geschütze, ganze und halbe Karthaunen der katholischen Liga. Gar mancher

stolze kaiserliche oder liguistische Officier reitet vorüber an Joachim Maria Dedels Hause, Alle starren sie verwundert hinauf zu der schönen, bleichen Frau — die immer zittert, sobald sie eine schwarz und gelbe Feldbinde flattern sieht, aber keiner von ihnen ist Graf Heinrich Büren, ihr Gemahl. — „Es ist besser so!" denkt Johanna seufzend, und will ihr Fensterlein schließen. Halt, da kommt langsam hinter den Kanonen her noch ein hoher Officier geritten, ehrerbietig hinter ihm ein Trupp Reiter. Der alte Herr, denn der Officier ist alt, sieht scharf herauf nach dem Fenster, wo Johanna steht, dann hält er plötzlich sein Rößlein an, zieht den Federhut ehrerbietig und ruft mit lauter Stimme: „die heilige Jungfrau grüße Euch, Frau Gräfin von Büren!"

„Schön Dank, Herr General-Feldwachtmeister!" antwortete Johanna erröthend, und schloß ihr Fenster.

Der General-Feldwachtmeister von Bevilacqua, das ist der hohe Officier, läßt sein Rößlein fürbaß gehen, aber im Weiterreiten dreht er sich um und ruft seinen Officieren zu: „wir werden heute die erlauchte Gräfin Büren besuchen, die Frau eines

Kameraden, des Obersten von Savelli's lombardischen Kürassieren!"

Es machte großes Aufsehen, besonders bei dem weiblichen Theile der Bürgerschaft von Paderborn, daß alle kaiserlichen Officiere der Gräfin Büren ihre Aufwartung machten, denn, wie wohl alle der guten Johanna herzlich gut waren, so hatte man ihr doch einen Grafen und kaiserlichen Obersten gerade nicht zugedacht. Als aber gar Graf Klenon, kaiserlicher Feldmarschall=Lieutenant und Graf Arco, churbairischer und der katholischen Liga wohlbestellter General=Feldzeugmeister, auf Anstiften des General=Feldwachtmeisters von Bevilacqua der armen Johanna die höchste Ehre erwiesen, und ihr, als einer Reichsgräfin, die Oberstelle an der Tafel gaben, während die Frau des Bürgermeisters nur am Nebentisch Platz fand, da wußte sich Paderborn kaum noch zu lassen vor Stolz auf seine Mitbürgerin, sogar die Bürgermeisterin war nicht neidisch, denn die gute Johanna, die gute Gräfin, hatte sich bei ihr entschuldigt und gemeint, es müsse ein Versehen vorgefallen sein. Die Paderborner sprachen in jenen Tagen nur von ihrer Gräfin, wenn sie nicht etwa über die drückenden Einquartierungsla=

sten klagten. Johanna gab sich indeß den Huldigungen der kaiserlichen Officiere nur mit Widerstreben und nur auf Zureden des Caplans Burgstetter, ihres alten Freundes, hin, die arme Frau hätte sich der Oeffentlichkeit gern ganz und gar entzogen, um ungestört allein mit ihrer Mutter und ihrem Kinde zu sein.

Eines Tages hatte Gräfin Johanna dieses Vergnügen genossen, sie hatte den ganzen Abend mit ihrem Kinde, ihrer Mutter und ihrem alten Freunde, dem Caplan Burgstetter, hingebracht. Der alte Mann, der eine außerordentliche Liebe zu seiner Beichttochter und deren Kinde hatte, entfernte sich äußerst zufrieden nach zehn Uhr, und schritt durch die herbstlich=kalte, regnerische Nacht seiner ziemlich entfernten, in der Nähe des Domes belegenen, Wohnung zu. Frostschauernd hüllte sich der Greis fester in seinen Mantel, und beugte das weiße Haupt vor dem Sturme, der heulend die engen, alterthümlichen Gassen Paderborns fegte, und höhnisch um die hohen Giebel und die scharfen Ecken der Gebäude pfiff. Nur mit Johanna's und ihres Kindes Wohlfarth beschäftigt, schritt der alte Priester seinen Weg, und gelangte so endlich auf den öden, wenn auch

kleinen und nur spärlich mit einigen schlechten Häusern besetzten Platz, der damals den Dom von der übrigen Stadt trennte. Der Caplan würde quer über den Domplatz nach seiner Wohnung hingeschritten sein, wenn ihn nicht plötzlich ein dumpfes Geräusch und ein darauf folgender schriller Hülfeschrei in seinen Betrachtungen und seinem Wege gestört hätte.

Die damalige Polizei hatte noch lange nicht jenen hohen Standpunct erreicht, dessen sich die heutige rühmt, und so war es damals, besonders in einer mit fremdem Kriegsvolk überfüllten Stadt gar nichts seltenes, daß einem nächtlichen Waller unvermuthet von räuberischen Händen die Börse abgeschnitten wurde, und oft auch die Kehle dazu.

Der alte Caplan eilte, ohne sich zu besinnen — eine wahrhafte Hülfe besinnt sich nie — der Stelle zu, von der aus ihm der Hülferuf zu kommen schien. Er bog um die Ecke einer einzeln stehenden, schlechten Hütte und bemerkte bald, daß ein paar Kerle im Begriff waren, einen gebundenen Mann in die Hütte zu schleppen, während ein Dritter sich vergeblich bemühte, den Hülferuf eines jungen Mädchens zu ersticken, das muthig mit ihm

rang, mehrmals niedergeworfen sich immer wieder erhob und, einen hellen Hülfeschrei ertönen ließ, der freilich bei dem Heulen des Herbststurmes vergeblich sein mußte, wenn nicht zufällig Jemand über den Domplatz ging.

Eine kleine Laterne, die an der Hüttenthür am Boden stand, erhellte einen kleinen Kreis um die handelnden Personen, wenn auch matt, so doch hinlänglich, um jede Bewegung derselben erkennen zu können. Außerhalb dieses Kreises regierte vollständige Finsterniß. —

Plötzlich nun trat die hohe Gestalt des greisen Caplans in den erhellten Kreis, sie streckte ihre Hand aus gegen die Bösewichter, und rief mit lauter Stimme hinein in den brausenden Herbststurm: „Verruchte Mörder, weichet von hinnen! wollt Ihr morden und Menschenblut vergießen im Bann des heiligen Gotteshauses!“

Die Ueberraschung war vollständig, denn zwei, die plötzlich eine mahnende Stimme vernahmen, ließen erschrocken den Geknebelten fallen, und der dritte ließ ab von dem Mädchen — alle drei aber schauten auf, und als sie die hohe, schwarze Gestalt des Geistlichen erblickten, matt vom Licht der Laterne

beleuchtet, drohend die Hände gegen sie ausgestreckt, die weißen Haare im Winde flatternd, da schrieen sie entsetzt: „das Domgespenst! das Domgespenst!" und eilten davon.

Auch das junge Mädchen, das die Tracht trug, die damals bei den Mittelklassen Paderborns gebräuchlich war, schien mehr Lust zu haben, davon zu laufen, als zu bleiben. Da aber der Caplan jetzt ruhig sagte: „Du kennst mich wohl nicht, mein Taufkind, Maria Welserin?" sank das Mädchen zu den Füßen des Geistlichen, und küßte ihm nach katholischer Landessitte ehrfurchtsvoll die Hand.

Der Priester aber zog den Knebel aus dem Munde des hart gebundenen Mannes, und fragte die Jungfer Maria Welserin, wie sie hierher komme, so spät auf den öden Domplatz. „Hochwürdigster, ich wollte zu Euch, der Herr ist ein heiliger Priester, der Euch sprechen wollte und bei uns eingekehrt war!"

Eben erholte sich auch der Fremde wieder, er stand auf, nachdem der Caplan seine Bande gelös't, und, obgleich ihm Gehen und Reden sichtlich noch schwer wurden, so wandelte er doch langsam, am Arme des Caplans, dem geistlichen Hause zu.

Unter dem Schutze des Domküsters, der in einem Hause mit dem Caplan wohnte und noch kräftig war, ging Maria Welserin nach der Wohnung ihrer Aeltern zurück, während der greise Caplan den fremden Priester in sein Zimmer führte.

Es war ein gar angenehmer Zufluchtsort gegen die Stürme der Welt und des Herbstes, das heimliche, trauliche, behaglich erwärmte Zimmer des Caplans Burgstetter am Dome zu Paderborn. Da stand in dem einen tief eingelassenen Fenster ein Tisch mit des Caplans Bibliothek, die aus einigen zwanzig Bänden bestand, mit Scripturen und heiligen Bildern; im andern Fenster aber stand unter einer Kreuzigung eine Weife, eine Spindel und andere, auf frauenzimmerliche Beschäftigungen deutende Gegenstände, daneben aber in einem großen Stuhle saß die Hauserin des Caplans, beinahe eben so alt, als der geistliche Herr selbst, und deßhalb nicht im Stande, den Caplan in übeln Leumund zu bringen bei seiner Heerde.

Der fremde Priester hatte sich mit Weihwasser benetzt aus dem kleinen, zinnernen Gefäß, das dicht an der Thür angebracht war, jetzt ließ er sich er=

schöpft nieder in den großen Lehnstuhl, den ihm der Caplan dicht an den Ofen gerückt hatte, aber erst, nachdem er einige kernhafte Schlucke von dem gewürzten Warmbier genommen, mit welchem ihn die alte, mitleidige Hauserin des Caplans bediente, begann er seinem Retter zu danken. Er erzählte, gleichlautend mit der Welserin, daß er ihm, seinem Retter, einen Besuch habe machen wollen, und unterwegs in die Hände von Mördern gefallen sei — worüber sich Jungfer Martha, die Hauserin, gar nicht beruhigen konnte. Sie ging auch gleich hinunter und sah zu, ob die Hausthür auch wirklich fest verschlossen. Als sie zurückkam, fand sie ihren Herrn mit dem fremden Priester in leisem, eifrigem Gespräche; sie setzte sich still zu ihrer Spindel, und schaute nur zuweilen nach den geistlichen Herren, die zwar sehr eifrig sprachen, aber leider lateinisch.

„Der lange, glatte, fremde Herr mit seinen schlauen Augen und seiner wunderlich-klingenden Sprache gefällt mir nicht," sagte die alte Martha zu sich selbst, „wenn er kein heiliger Priester wäre, wie ich an der Tonsura sehe, so würde ich ihn für einen recht gewiegten Spitzbuben halten.

Meinem guten Caplan gefällt er auch nicht, denn der macht ein gar ernsthaft Gesicht!"

Die beiden Priester sprachen noch bis in die Nacht hinein, und es mußte die alte Martha gegen Mitternacht noch ein Lager zurecht machen für den späten Gast.

## IV.

„Hier kann ich meine Larve herrlich brauchen.
Je wunderbarer, abenteuerlicher —
Je mehr scheint's glaublich ihm! Man kann mit Mährchen
Ihn schrecken, wie ein Kind. Er leugnet selber
Gespenster nicht einmal! Solch' schwache Köpfe
Zu leiten, wie man will, ist Spielerei,
Wenn man nur seine Kunst versteht, und Thaten
Bedarf es nicht, wo Worte Dolche sind.

(Ingemann: Tasso's Befreiung.)

An dem Tage, der auf die Nacht folgte, deren Ereignisse wir am Ende des vorigen Kapitels geschildert haben, hatte die Stadt Paderborn, oder vielmehr ihre Einwohnerschaft, eine gar merkwürdige Physiognomie. Wo sich ihrer zwei, oder drei,

trafen, steckten sie die Köpfe mit trübseligen Mienen zusammen und flüsterten mit einander, aber sie flüsterten heut' nicht von ihrer Gräfin, oder den bösen Kriegszeiten und den schweren Lasten der Einquartierung, viel schrecklichere Dinge wurden verhandelt zu Paderborn am heutigen Tage.

Wir wollen unsern freundlichen Leser nicht auf die Folter der Neugierde spannen, sondern ihm einfach mittheilen, was Furchtbares heut umging im Gerede der guten Paderborner.

Man sagte sich nämlich: „das Domgespenst" habe sich sehen lassen in verwichener Nacht, habe drohend die Hände ausgestreckt gegen die Stadt und einen lauten Weheruf ausgestoßen.

Ein so albernes Gerücht hätte sicher in unsern aufgeklärten Zeiten nur Spott, oder höchstens Neugierde, erregt, im 17ten Jahrhundert war es noch im Stande eine ganze Stadt aufzuregen und in Furcht, in Angst zu setzen.

Freilich wußten drei Personen in Paderborn gar wohl, was es für eine Bewandniß hatte mit der Erscheinung des sogenannten „Domgespenstes," aber sie hüteten sich wohl, zu reden. Der Caplan Burgstetter war von seinem Gaste, dem fremden

Priester, zum Schweigen über den Vorfall vermocht worden, und Jungfrau Maria Welserin schwieg aus drei Ursachen: erstens hatte ihr der Caplan verboten, zu reden, zweitens hätte sie, durch Bekanntmachung der Scene auf dem Domplatz, ihre Person und die Wirthschaft ihrer Aeltern der Rache des Raubgesindels preisgegeben, und das war höchst gefährlich dazumal; drittens aber hätte das Volk der vorwitzigen Dirne keinen Glauben beigemessen, ja, sie vielleicht als eine Ungläubige verketzert — es ist noch heute gefährlich genug, einem einmal festgewurzelten Volksvorurtheil entgegen zu treten, damals wäre es wahnsinnig gewesen. Kaum ein Priester hätte solches wagen dürfen.

So sprach man denn, ohne den geringsten Widerspruch, hier und dort und überall in Paderborn von dem Domgespenste, und ängstlich erwartete die Bürgerschaft das Unglück, was der Stadt bevorstand, denn das war ausgemacht, ein entsetzliches Unglück mußte der guten, geistlichen Stadt drohen, sonst würde das Domgespenst nicht in so fürchterlicher Gestalt erschienen sein. Das Domgespenst erhielt eine solche politische Wichtigkeit, daß Bürgermeister und Rath Notiz von ihm nahmen,

und die Domgeistlichkeit ersucht wurde, besondere Fürbitte für die arme Stadt anzustellen.

Da so vielfach in diesen Tagen die Rede vom Domgespenst war, so war es natürlich, daß die fremden Gäste, die kaiserlichen und liguistischen Kriegsvölker, die in der Stadt lagen, sich aus löblicher Wißbegierde nach Namen, Stand und Herkommen des Gespenstes erkundigten, und von Verschiedenen gar verschieden darüber berichtet wurden.

Will uns der freundliche Leser in die Herberge zum „Storchnest" folgen, die, auf der Sanct Bavoniusgasse belegen, den Aeltern der Jungfer Welserin gehörte, so können wir ihm eine authentische Mittheilung über das Domgespenst versprechen.

Dort, auf der mit eisernen Klammern an der Wand befestigten, spiegelblanken Eichenholzbank, sitzt ein dicker Mann mit verschabter Kleidung, mit grauem Haar, kleinen, grünschillernden Schweinsaugen und schmutzigen Händen, das ist unser Mann. Der „Fahnenmärten," das ist der Name unseres Mannes, hatte früher die Fahne der Bürger von Paderborn getragen, und diese gar anmuthig und kunstreich, zum Beispiel unter dem linken Bein hindurch zu schwenken gewußt, daher sein Name, jetzt war er

längst Invalide und hatte das ehrenvolle Amt, die guten Paderborner mit Erzählungen von Schlachten und Gefechten zu erlustiren, die er nicht mitgemacht hatte; was gewiß schwerer war, als wenn er sie mitgefochten hätte und dabei gewesen wäre. Heute saß „Fahnenmärten" auf seinem gewöhnlichen Eckplatz, stolzer als ein römischer Consul auf dem curulischen Stuhl, und blickte aus seinen grünen, kleinen Aeuglein gar vornehm nieder auf die zahlreiche Gesellschaft, die ihn umdrängte und ihn inständig bat, von dem Domgespenste zu erzählen.

Kein Mensch in Paderborn kannte die Geschichte des Domgespenstes so genau, wie Fahnenmärten; ja dieser würdige Mann konnte sich sogar zu den intimsten Freunden besagten Gespenstes rechnen, denn dieses hatte in der ganzen Stadt keinen eifrigern Vertheidiger, als den Fahnenmärten.

So schmeichelhaft ihm nun auch die Bitte der Gastgesellschaft im Storchnest war — und es war eine respectable Gesellschaft, nicht allein Bürger und dii minorum gentium, nein, es waren kaiserliche Soldaten dabei, und sogar ein gar grimmig aussehender Wachtmeister von Graf Arco's liguistischer Artolerei. — Die Bitte der Gesellschaft war schmei-

chelhaft für den Fahnenmärten, aber er ließ sich nichts merken, und erst, als ihm der Wirth eine ziemliche Kanne vom Besten brachte, begann er, einiges Leben zu verrathen.

„Vom Domgespenst, hm!“ sagte er mit leiser, flüsternder Stimme, „vom Domgespenst soll ich Euch erzählen, hat eine eigene Bewandniß mit denen Gespenstern und bösen Geistern, thut nicht gut zu reden von ihnen, haben sich manches Mal auf eine seltsam garstige Weise revanchirt für solche Erzählungen —“

Fahnenmärten sprach sehr leise, aber bis an's Ende der großen Stube konnte man jedes Wort deutlich vernehmen, so still war es.

„Hat man,“ fuhr der Erzähler fort, „manch liebes Mal diejenigen, die von denen Gespenstern gesprochen, am andern Morgen erfunden in ihren Bettern todt, das Gesicht auf den Rücken gedreht!“ — Der Märten hielt inne und sah seine Zuhörer an, die es wie eine Gänsehaut überlief.

„Unter allen Gespenstern im deutschen Lande ist eines der merkwürdigsten und erschrecklichsten das Domgespenst zu Paderborn, es zeigt sich in allerlei Figuren und Gestalten, aber jedes Mal entsetzlich

anzuschauen, weil es nur erscheint, wenn der Stadt ein großes, sonderbares Unglück bevorsteht. So zeigte es sich anno 1593, als die 65 Häuser am obern Thor niederbrannten, so anno 1540, als die gräuliche, lutherische Ketzerei ihren Anfang nahm, so 1499, als der schwarze Tod die Stadt verheerte, und noch mehrere Male. Ist aber das Domgespenst bei seinen Lebzeiten ein Paderborner Kind gewesen, und sogar ein Priester —"

Hohes Erstaunen malte sich auf die unzweideutigste Weise in den Gesichtern aller Anwesenden.

„Ich will Euch die Historie mittheilen, wie ich sie als Kindheit gehört habe von meiner Mutter Vater seliger, der sie von dem alten Caplan Servaz hatte, dessen sich wohl keiner Mutter Kind noch erinnern kann in unserer Stadt."

Als Fahnenmärten nun also seine Autorität genannt hatte, leerte er seinen Krug langsam und erzählte, wie folgt:

„Im Jahre tausend einhundert und vierundsiebzig nach der Geburt unseres Herrn und Seligmachers Jesu Christi hat man angefangen, am Dom den Thurm gen Mitternacht zu bauen, und hat gemeine Stadt Hand- und Spanndienste dabei lei-

sten müssen dem Bischofe und seinem Capitul, was damals nicht Allen recht gedäucht haben mag, denn es war große Zerwürfniß deßhalb zwischen dem Bischofe und dem Rathe.

War damals am Dom ein Priester, Gerhard geheißen, des Bischofs rechte Hand, der war der schlimmste Gesell mit Drängen und Drücken der Bürgerschaft, obgleich er selbst ein Paderborner Kind war — seiner Aeltern Haus ist das Haus am Eck auf dem Markte, welches jetzt dem Rathsherrn gemeiner Stadt, dem würdigen Herrn Joachim Maria Dedel gehört — wesmaaßen die schwer gedrückten Bürger ihm den Tod zuschworen, ob er gleich ein Priester war. Ich will gewiß den Geistlichen nichts Schlimmes nachreden, keinem von ihnen, aber am wenigsten einem, der gestorben ist und sich an mir grausamlich rächen könnte als Gespenst — aber was wahr ist, muß wahr bleiben!"

Alle Anwesenden bewunderten den hohen Muth, den Fahnenmärten an den Tag legte.

„Also, gerad heraus, der Gerhard ist ein überaus schlimmer Gesell gewesen, der dem Teufel und den höllischen Heerschaaren besser gedienet, als der heiligen Jungfrau und den lieben Heiligen im Him=

mel. Alletag lebte er in Saus und Braus, bankettirte und turnirte mit den adeligen Herren im Stift, schindete die armen Leute und hatte seine arme Seele, Gott sei bei uns, dem Satan verschrieben für eitel lustiges Leben, so lange er auf Erden. Da es nun der Gerhard allzutoll trieb, da alle Klagen beim Bischof nichts fruchteten und die Leute es nicht mehr ertragen konnten mit ihm, da beschlossen sie, ihrer acht, lauter rüstige Burschen aus der Stadt, sich und die Ihrigen von dem Plager zu befreien. Mit offner Gewalt war nicht an den Gerhard zu kommen, denn die bischöflichen Wappner und Reisigen vertheidigten ihn und umgaben ihn überall, dieweil er ihnen ein lieber Herr war, der es ihnen nicht fehlen ließ an Leibesnahrung und Nothdurft, auch unterschiedentliche Male im Jahre tüchtig zechte mit ihnen — mit Gewalt war also nichts zu machen gegen den Gerhard, darum versuchten es die acht mit List, sie schlichen ihm nach und beobachteten ihn überall; da bekamen sie endlich Gewißheit, daß der böse Priester allnächtlich aus dem Dome herab komme in sein väterlich Haus, und sich dort mit einer gar feinen Dirne aus fremdem Lande erlustire, die seine Buhlschaft war und

in dem Hause ganz einsam und ungestört lebte, sich auch vor keiner Mutter Kind je hätte sehen lassen in der Stadt. Darauf bauten die Burschen ihren Plan, den ich gerade nicht rechtfertigen will, ihn aber auch nicht durchaus verdammen kann, dieweil besagter Gerhard gar zu schlimm umgegangen mit den armen Leuten. Doch hört: in einer schauerlichen Herbstnacht, in der der Sturm furchtbar heulte und kein Mensch auf den Straßen der Stadt zu sehen war, hatten die acht Burschen Kundschaft erhalten, daß der Gerhard im Hause am Eck sei, und Buhlschaft treibe mit der fremden Dirne. Da beschlossen die Burschen, ihren Plan auszuführen, und sich von dem Peiniger zu befreien. Sie schlichen sich, allesammt wohlbewaffnet, nach dem Hause am Eck, wo heutzutag Herr Dedel wohnt, und der Aelteste von ihnen pochte an die Thür, aber Niemand hörte, denn das Tosen des Sturmes verschlang jedwedes Geräusch. Da versuchten sie, die Thür zu öffnen, und siehe da, sie war nicht verschlossen.

Leise schlichen jetzt die acht Männer ins Haus, und traten an die Thür der großen Unterstube zur rechten Hand, in welchem Gemach sie ihren Feind

reden hörten. Sie lauschten eine Weile; da ihnen aber die Sache zu lange dauerte, so rissen sie die Thür auf, sprangen mit hochgeschwungenen Schwertern hinein, und ermordeten mit unzähligen Hieben und Stichen den Priester, der in voller, geistlicher Kleidung war. Gerhard starb, ohne ein Wort sagen zu können, und lag todt zu den Füßen seiner Mörder; als diese ihn aber recht ansahen, bemerkten sie, daß er ein neugebornes Kind fest in seinen Armen hielt, welches sie in ihrer blinden Wuth mit erschlagen hatten. Es kam ein furchtbarer Schrecken über die Mörder, und als sie so rathlos neben den beiden Leichen standen, erhob sich plötzlich eine bleiche Frau von ihrem Lager in der einen Ecke des Zimmers, das war die Buhlschaft des Priesters, und rief mit lauter Stimme: „Wehe über diese Stadt, wehe über dieses Haus, wehe über Euch und Eure Kinder, daß Ihr die Unschuld nicht geschont habt in den Armen des Priesters, jedes Kind, das in diesem Hause geboren wird, soll Fluch, dreifachen Fluch bringen über diese Stadt!“ Als die Buhlschaft des Priesters also gesprochen, sank sie zurück auf ihr Lager, die Mörder aber flohen davon, von Schrecken gejagt. Am andern Morgen nun fand

man den todten Priester und das todte Kind, von zahllosen Hieben und Stichen entstellt, auch die fremde Dirne in ihrem Bett war erblichen. Nun war der Gerhard gestorben im geistlichen Gewand, und ein unschuldiges, neugebornes Kind im Arme, also hatte der Satan keine Macht über ihn, und war um die Seele betrogen; da aber Gerhard, seines bösen Lebenswandels wegen, auch nicht eingehen konnte in die Wohnungen der Frommen, so mußte er auf der Erde bleiben und umwandeln als Gespenst, ohne Hoffnung auf Erlösung. Er liegt in der Domkirche begraben, aber alle Mal, wenn ein Unglück unsere Stadt bedroht, erscheint er und zeigt es an durch erschreckliche Geberden. Sein väterliches Haus zog das Domcapitul ein, und hat es erst, wie wir Alle wissen, vor zwölf Jahren an den ehrenwerthen Herrn Joachim Maria Dedel, Rathsherrn dieser Stadt, verkauft, und ist kein Kind darin geboren worden bis dieses Jahr. Vor zwei Monaten aber ist die erlauchte Gräfin Büren eines Söhnleins genesen in diesem Hause — der Priester Gerhard, das Domgespenst, ist erschienen und hat das Unheil verkündigt, was die Geburt dieses Kindes über unsere Stadt bringen wird —

der Fluch der fremden Dirne kommt über uns — das Domgespenst ist erschienen!"

Als Fahnenmärten also erzählt hatte vom Domgespenst, watschelte er langsam zur Thür hinaus, und ließ eine sonderbar aufgeregte Gesellschaft im Storchnest zurück.

An zehn, zwölf Orten wurde dieselbe Geschichte an diesem Tage in Paderborn erzählt, am Abend war sie in aller Munde, und eben so sehr gelobt und geliebt die arme Johanna gestern noch wurde, eben so sehr wurde sie heute verflucht und gehaßt, Fahnenmärten aber, und einige Männer seines Schlages, lebten wie unser Herrgott in Frankreich, denn sie hatten Geld, viel Geld.

Von Tage zu Tage stieg die Aufregung der Massen, Haufen von Gesindel aller Art rottirten sich vor dem Hause Dedels zusammen, und stießen Verwünschungen gegen Johanna und ihr Kind aus.

Vergebens bemühte sich der brave Caplan Burgstetter, die tobenden Haufen zu beruhigen, das Gerücht, das er im Anfange hätte ersticken können, war ihm über den Kopf gewachsen, der Pöbel war bereits mißtrauisch gegen den sonst von ihm so hochgeachteten Geistlichen, weil dieser das Kind,

was den Fluch über Paderborn bringen sollte, getauft hatte. Der gute Caplan zürnte nun dem fremden Priester, weil dieser ihn abgehalten, das Gerücht in seiner Geburt zu vernichten, aber der fremde Priester ließ sich nirgend sehen.

Da die Haltung der Volksmassen immer drohender wurde, da Fahnenmärten und Consorten sich nicht scheuten, öffentlich die Einmauerung des Kindes zu verlangen, da rieth Caplan Burgstetter der Gräfin Büren, die Stadt zu verlassen und den Sturm vorübergehen zu lassen. Die Stadt verlassen, das war nun zu damaliger Zeit leichter gesagt, wie gethan, wo sollte die arme Johanna hin mit dem zarten Kinde? aber da der ängstliche Herr Dedel bei dem Toben der Menge den Kopf ganz und gar verloren hatte, und feig genug seine Tochter und seinen Enkel verließ, so entschloß sich Johanna, mit ihrer Mutter und ihrem Kinde nach Düsseldorf zu gehen, wo ein Bruder des Caplan Burgstetter eine Präbende hatte, sie entschloß sich, Paderborn zu verlassen, obgleich der General-Feldwachtmeister von Bevilacqua ihr hatte sagen lassen, sie habe nichts zu fürchten, so lange er mit seinen Soldaten in der Stadt läge.

Sehr früh an einem rauhen, empfindlich kalten Novembermorgen hielt ein offenes Wägelchen vor dem Hause am Eck, und unter den Verwünschungen einer Menge von Leuten, die sich trotz der frühen Stunde eingefunden, bestieg Johanna mit ihrem Söhnlein, ihrer Mutter und ihrem Freunde, dem Caplan, das leichte Fuhrwerk. Vergebens mahnte der Caplan, der klug genug war, die Stimmung der sich stets vergrößernden Menge zu erkennen, zur Eile, die alte Frau Dedel hatte gar zu viel ein- und aufzupacken. Es wurde Tag, fast der ganze Markt war mit Menschen bedeckt, endlich war der letzte Koffer aufgebunden, Herr Joachim Maria Dedel schloß zitternd seine Hausthür. Der Wagen setzte sich in Bewegung, kam aber wegen der schreienden, tobenden, dichten Menschenmasse, die ihn umdrängte, kaum von der Stelle. Vergeblich stieg der Caplan mehrmals auf den Sitz und ermahnte seine Pfarrkinder zur Ruhe, man hörte ihn nicht — still und bleich saß Johanna auf ihrem Sitz, sie schaute auf ihr Kind, das sie schützend auf ihrem Schooße hielt. Die Menge wurde immer lauter, sie drohte die Pferde abzuspannen und die Gräfin mit ihrem Kinde in Stücke zu reißen, sie

verhöhnte die Bannflüche der Kirche, die der Caplan aussprach, eine geheime Macht hatte diese Massen in Bewegung gesetzt, einmal in Fluß, konnte sie nichts mehr aufhalten.

„Steinigt sie! steinigt sie und das Kind des Fluches!" brüllte eine laute Stimme. Der Caplan erkannte den Schreier, trotz des Morgengrauens, es war Fahnenmärten. „Ja, steinigt sie, steinigt sie, sie und das Kind des Fluches!" brüllte die Menge nach, und wirklich begannen Steine zu fliegen.

Jetzt stand der wackere Priester abermals auf im Wagen, er stellte sich dicht vor die Gräfin und ihr Kind und deckte beide mit der Reverende: „Wollt Ihr einen Priester morden, so thut es, aber fürchtet die Rache des Himmels!" rief er. „Wir haben Absolution," antworteten hunderte von Stimmen, und ein langer Kerl schlug mit einer Stange nach dem Caplan, jedoch ohne ihn zu treffen.

Der Wagen stand still mitten auf dem Markte, Steine flogen von allen Seiten, das Geheul des Pöbels war furchtbar. Da rauschte es plötzlich auf seltsame Weise durch den Haufen, eine Trompete schmetterte ihre kurzen, raschen Tempi, das

Wuthgeheul des Pöbels verwandelte sich in Angst= und Klagelaute, das feige, mordgierige Gesindel stob nach allen Seiten hin auseinander, Hufschläge donnerten über das Pflaster.

„Rechts abschwenken, vorwärts marsch!“

Kaiserliche Dragoner jagten über den Markt und preschten das Gesindel nach allen Seiten hin auseinander. Ein junger Officier aber hielt mit einem starken Commando am Wagenschlage und sagte: „Der Herr General=Feldwachtmeister von Bevilacqua läßt sich Euch empfehlen, er sendet Euch diese Salvaguardiabriefe, ich habe Befehl, Euch bis über das Weichbild der Stadt zu geleiten!“

Johanna nahm das Schreiben des braven Officiers, und der Wagen rollte, von Dragonern geleitet, davon.

Als sich der Caplan umschaute, war der Markt ganz menschenleer, der Priester hatte nicht vergessen, daß ihm der Pöbel zugerufen: „wir haben Absolution!“ und der kluge Burgstetter hatte seine eigenen Gedanken darüber, aber er ließ sie nicht laut werden, um die ohnehin mächtig erschütterte Johanna nicht noch mehr zu beunruhigen.

Jenseit der Stadtgrenzen nahm der Dragoner=

officier Abschied von den Reisenden und kehrte um; der leichte Wagen rollte rasch fort auf dem hartgefrornen Wege, und als die Sonne den Nebel niedergedrückt hatte und freundlich niederlächelte auf das unschuldige Kindergesicht im Schooße der schönen Johanna, da wurde auch die kleine Gesellschaft munterer, und der Caplan that das Seinige, den furchtbaren Eindruck zu verwischen, den die Scene am Morgen sichtlich auf Johanna's Gemüth gemacht hatte.

Die Sonne lächelte, das Kind lächelte, die alte Mutter lachte und schwatzte, der Caplan scherzte, nur Johanna blieb ernst und still, endlich sagte sie: „meine Feinde sind mächtig, hochwürdiger Freund, das sind keine gewöhnlichen Mittel, mit denen man eine solche Menschenmenge gegen ein armes Weib in Bewegung setzt.“

Der Caplan sah die Gräfin eine Weile ernst an, dann sagte er: „Ihr habt die Sache durchschaut, edle Frau, Eure Feinde sind mächtig und klug, sie haben auch mich zu einem falschen Schritte verleitet, ich hätte die ganze Scene vermeiden können, hätte ich mich nicht durch ein Werkzeug Eurer Feinde bethören lassen, das zu mir kam und Euch

durch mich Vergleichsvorschläge machen wollte, die ich von vornherein verwarf, weil sie nichtig waren; aber Eure Feinde sind noch mächtiger, als ich dachte — habt Ihr gehört, daß sie selbst für Priestermord im Voraus Absolution hatten? ich sage Euch das offen und unverholen, Euer Muth, Eure Standhaftigkeit werden dadurch nicht niedergeschlagen werden, sondern noch mehr Spannkraft dadurch erhalten!"

Die Gräfin warf einen Blick auf ihr Kind und nickte.

Nach einer Weile fragte sie den Caplan leise: „was werden wir jetzt beginnen, hochwürdigster Herr, denn nach Düsseldorf können wir nicht, tausend Schlingen sind uns sicher gelegt auf dem Wege dahin und dort!"

„Ihr habt recht, edle Frau," versetzte der Priester, „Ihr habt nur noch einen Rettungsweg," fügte er seufzend hinzu, „und wehe mir, daß ich, ein katholischer Priester, ihn Euch zeigen muß."

„Ihr meint, ich sei mit meinem Kinde nicht mehr sicher in einem katholischen Lande?"

„Ihr sagt es, edle Frau, und die heilige, gnadenreiche Jungfrau möge verhüten, daß die langen

Arme Eures mächtigen Feindes Euch nicht auch erfassen in protestantischen Landen!“

„Wer ist mein Feind, nennt ihn?“ fragte Johanna bestimmt.

„Der Orden des heiligen Ignatius von Loyola!“ flüsterte der Priester.

„Der Jesuitenorden?“ fragte Johanna noch einmal ungewiß.

„Ja, edle Frau, die Gesellschaft Jesu ist im Interesse Eurer Feinde, der Priester, der mit mir handelte über Eure Ansprüche, war ein Jesuit, nur die Jesuiten geben im Voraus Absolution für Priestermord!“

Es trat eine Pause ein im Gespräch, endlich begann der Caplan wieder: „edle Frau, Ihr habt keine andere Wahl mehr, entsagt Euren und Eures Kindes Rechten, oder flüchtet in ein protestantisches Land, und kehrt erst zurück, wenn dieses Kind ein Mann ist, seine Rechte selbst zu vertreten —“

„Nicht einen Punkt laß ich nach von den Rechten meines Kindes.“

„Nun, edle Frau, mit Gottes Beistand, laßt uns den Weg nach der Küste einschlagen, der Herr wird uns nicht verlassen, wir werden ein Schiff

finden, das uns nach Dänemark bringt, nach Holland, oder nach England!"

Das Kind schrie, die Mutter suchte es zu beruhigen, von dem Caplan aufgefordert, peitschte der Kutscher auf seine Rosse, und mit vergrößerter Schnelligkeit entfernten sich unsere Reisenden von Paderborn.

# V.

„Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht!“

**(Göthe.)**

„Feuer aufs Dach! Mehr Feuer! — was nützt uns die Hütte? — sie kommen heraus — willkommene Beute — doch laßt Euch den Appetit vergehen, für Euch sind nicht des gnädigen Herrn feine Bissen!“

„Man kann doch kosten?“

„Hinweg!“

**(Lieb' um Lohn.)**

Wer schon eine jener schneelosen, naßkalten, äußerst unangenehmen Novembernächte im Freien durchwacht hat, und wäre es auch nur auf einem hochfürstlich

Thurn und Taxis'schen Postwagen, der weiß auch gewiß jenes wohlthuende, gemüthlich-anheimelnde Gefühl, jene poetische Lust zu würdigen, die man empfinden kann, wenn man eine solche Nacht am wärmenden Ofen, im traulichen Zimmer unter lieben Menschen hinbringt. In einer solch häßlichen Novembernacht führen wir den Leser zu solch traulicher Gesellschaft.

Der Wind fährt in scharfen, kurzen Stößen durch das enge Waldthal, in welchem die Mühle liegt, die Michel Obentrauts einzigem Kinde Obdach gegeben, er saus't um das alte, aber feste Gebäude, und schleudert zornig die einzeln fallenden, schweren Regentropfen gegen die runden Fenster der Mühle, die in ihrer bleiernen Einfassung klirren.

Drinnen im Zimmer aber auf der Bank am Ofen rücken die beiden jugendlichen Mädchen, die schmucke, dralle Käthe und die schlanke Gertrude näher an einander, und freuen sich in schuldlosem Geplauder der behaglichen Sicherheit desto mehr, je lauter draußen der Sturm heult. Wolfs Mutter dreht eifrig die Spindel, und betheiligt sich mit manchem practischen Worte an der Unterredung der Mädchen, während der alte Erbmüller, in seine

Ecke und seine Gedanken versunken, schon eine ganze Weile kein Wort gesprochen.

Es war spät schon, später als gewöhnlich, es schien als trügen Alle Scheu, die warme, behagliche Stube zu verlassen und die Betten in der kalten Kammer zu suchen — endlich legte das Mütterchen die Spindel nieder und sagte freundlich scheltend: „aber wollen denn die Kinderchen heut gar nicht zu Bette, ist doch schier Schlafenszeit für uns alte Leute!“

Die beiden heitern Mädchen lachten und schienen gar nicht übel Lust zu haben, auch dieser gemüthlichen Mahnung keine Folge zu leisten, da sie aber bemerkten, daß der alte Wolf gähnend aufstand und eine große Hinneigung zu seinem Bette in allen seinen Bewegungen verrieth, so nahmen sie „gute Nacht“ von den beiden Alten, und zündeten ihr Lämpchen an.

„Behüt Euch Gott!“ sagte der alte Müller.

„Löscht das Licht ordentlich aus!“ mahnte die Mutter vorsorglich, und die beiden Dirnen entfernten sich.

Während Wolfs Aeltern ihr Lager in der an die Stube stoßenden Kammer suchten, stiegen die

Mädchen die knarrende Treppe hinauf, die in den obern Stock der Mühle führte, und traten bald fröstelnd in die Kammer, die ihnen zum gemeinschaftlichen Schlafgemach diente. Hier war es allerdings so traulich und heimlich nicht, wie unten am warmen Ofen, der Wind pfiff sogar etwas unhöflich durch die schlecht verwahrten Fenster, aber Käthchen und Gertrud suchten sich durch allerlei Scherze bei guter Laune zu halten, und ihr fröhliches Gelächter schien dem tosenden Sturme draußen Schach zu bieten.

Die Kammer umfaßte mit ihren vier kahlen, schmucklosen Wänden nur drei Sessel, ein Tischchen, eine Truhe und ein Bette, aber Alles verrieth in Ordnung und Sauberkeit die hier waltenden weiblichen Hände.

Gegenseitig verrichteten sich die beiden jungen Dirnen jene Dienste beim Auskleiden, zu denen eine vornehme Frau eine Kammerjungfer braucht, und Käthchen, wie Gertrud, sahen gar anmuthig aus in den enganschließenden Nachtjäckchen und den bunten Tüchern um die Stirne, die dazu dienten, das Haar zusammen zu halten, das sich aber trotzdem hier und dort schalkisch hervordrängte und der Ti-

rannei des Tuches spottete. Jetzt stieg die schlanke Gertrud zuerst ins Bett, und als sie ihr Blondköpfchen niedergelegt auf das blüthenweiße Kissen, da streckte sie ihre zarten Arme der Freundin entgegen, die vorsichtig das Lämpchen löschte und sich dann zu dem Lager tappte.

Bald fühlte sie sich umschlungen von den Armen der Freundin, sie zog mit der Rechten die bäuerlich-schwere Federbettdecke über sich und Gertrud, und umarmte dann leicht fröstelnd die schlanke Gestalt an ihrer Seite.

Anfänglich hatten die Freundinnen einen leichten, unbehaglichen Frostschauer empfunden, bald aber, die jungfräulichen Körper dicht in einander verschlungen, durchrieselte sie eine behagliche Wärme, und Käthchen sagte: „horch, Trudchen, wie der Sturm braus't draußen, ist doch gar gut sein im warmen Bette!"

Gertrud antwortete nur durch einen Seufzer, Käthchen aber hob ihr braunes Lockenköpfchen langsam auf von dem Kissen, ihre frischen Lippen fanden auch im finstern den Mund der Freundin, „ich weiß, Trudchen," — sagte sie nach einem langen, schwesterlichen Kusse — „an wen Du denkst, der

arme Bursch steht jetzt vielleicht Schildwacht in der finstern, kalten Nacht, und denkt an seine Gertrud!"

Trudchen wühlte ihr Gesicht tiefer in das Kissen, um eine glühende Röthe zu verbergen, die in der dunkeln Nacht ohnehin nicht sichtbar war, dann richtete sie sich hastig etwas auf, umfaßte mit beiden Armen den Hals Käthchens, und küßte sie heftig, indem sie leise flüsterte: „ach, Käthchen, er ist vielleicht schon todt!"

Katharina, die zwei heiße Thränen auf ihrer Wange spürte, drückte die Freundin innig an sich und antwortete: „was Du auch immer gleich das Schlimmste denkst, glaub mir's, der Wolf ist wohlauf, und ehe wir uns dessen versehen, ist er wieder bei uns!"

„Ach, Käthchen," schluchzte Gertrud, „und was hilft's mir, wenn er wieder kommt? wir werden nur beide unglücklicher!"

„Das kann man gar nicht wissen!" tröstete Katharina altklug.

„Ja, ja, ich weiß es!" rief Gertrud heftiger weinend, „der Vater wird mich ihm nie zur Frau geben, weil er kein Edelmann ist, ach, und ich kann ja nur glücklich werden, wenn ich seine Frau werde,

wie Du sagst, warum ist er nur kein Edelmann? warum bin ich nicht das Kind eines Müllers, wie er?"

„Laß doch gut sein, mein herzliebes Mädchen," sagte Käthchen, die nassen Wangen des Fräuleins streichelnd, der Wolf ist ein gar braver, tüchtiger Bursch, und er kann so gut, wie mancher Andere, der nicht besser war als er, ein Edelmann werden, und ein großer Kriegsobrister, so hoffe doch, Du kleinmüthiges Trudchen!"

„Ach, Käthchen, ich habe keine Hoffnung, glaub mir's, diese Liebe bricht ihm und mir das Herz — ach, wenn ich einen Andern heirathen müßte!"

„Aber, guter Gott!" rief Käthchen lebhaft, „es muß ein seltsam Ding sein um die Liebe, daß sie so gar traurig macht und verzagt, kann freilich aus eigener Erfahrung nicht mitsprechen, denn wenn ich auch mitunter Gefallen fand an einem schmucken Mühlburschen, und wenn mir auch das Herz zuweilen schneller schlug und lauter klopfte als sonst, wenn ein waidlicher Gesell mit mir scherzte, oder mich gar küßte, so war das doch sicher keine Liebe, denn am andern Morgen war's gewöhnlich vorbei,

und mein Herz schlug fröhlich und unbesorgt, ganz, als hätte mich Niemand geküßt!“

Noch mancherlei kos'ten und sprachen die Mädchen im Bett mit einander, bis endlich die Natur ihre Rechte behauptete, und beide, Brust an Brust gedrängt, sanft entschliefen, und in Träumen sich in eine liebliche, freundliche Mädchenwelt hineinlebten, die ihnen beiden unendlich besser behagte, als die Welt, in der sie sich am Tage bewegten.

Da lagen die beiden holden Schläferinnen, der Athem der Einen wehte über die Wange der Andern, und süßer Frieden herrschte in der jungfräulichen Kammer.

Wir müssen diesen freundlichen Aufenthaltsort jetzt verlassen und mit der rauhen, regnerisch-stürmischen Novembernacht draußen vertauschen.

Wir treten aus der Mühle, der Wind peitscht uns den Regen ins Gesicht, aber dennoch vernehmen wir durch sein hohles Brausen hindurch die Tritte Kommender.

Das Geräusch nähert sich langsam, es sind ihrer Viele, die da kommen, und sie sind bewaffnet, denn das dumpfe Klirren ihrer Waffen wird ganz vernehmlich. Sie sind dicht an der Mühle, es ist

ein starker Trupp schwergerüsteter Krieger, die sich mit den etwas unbeholfenen, breiten Schritten alter Reiter vorwärts bewegen.

Sie marschiren zwei und zwei.

„Schlechte Nacht zum Spaziergang für einen kaiserlichen Reiter!“ brummt der Vorderste seinem Kameraden zu.

„Verdammt schlecht, Regen und Wind, und zu Fuß,“ antwortete der Andere unmuthig, „lieber im Kugelregen, aber nur zu Pferd!“

„Fünfzig kaiserliche Küraßreiter, um ein Mädchen zu stehlen,“ begann der Andere nach einer Weile wieder, „verdammt schlechtes Geschäft, der Oberst hätte sich können Croaten dazu suchen.

„Bei Sanct Emmeram, Du hast Recht, was das Stehlen betrifft, sind die Croaten das erste Corps kaiserlicher Armada!“

„Und Savelli's Kürassiere das letzte!“ brummte der Erste.

Das Gespräch wurde unterbrochen, ein alter Wachtmeister, der den Befehl führte, ließ die Mühle, die, wie wir wissen, in einer Ecke des Waldthales lag, auf den beiden zugänglichen Seiten umstellen, und sagte dann leise: „jetzt, Kameraden, marschiren

wir auf die Mühle zu, Beute ist darin nicht zu machen, also werfen wir Feuer auf das Dach, die Flamme wird die Schlafenden wecken, sie werden herausstürzen, dann ergreift Ihr die beiden Mädchen, was sich wehrt, wird niedergehauen, aber respectirt die Mädchen, verstanden? vorwärts marsch!"

Die Reiter stampften näher, die Hunde in der Mühle schlugen an, die bereit gehaltenen Pechkränze wurden in Brand gesetzt, sie flammten hell auf in dem brausenden Sturme, sie wurden von geübter Hand auf das niedere Strohdach der Hütte geschleudert, und steckten es, vom Wind unterstützt, trotz des Regens an. Das Strohdach brannte, die Hunde heulten furchtbar, der Wind braus'te, der alte Wolf rief zum Fenster heraus: „Wer da!" Lautlos standen die Kürassiere. Es wurde hell und heller. „Feuer! Feuer!" schrie der alte Mühlknecht, der auf dem Boden schlief, und eilte die Treppe hinunter. Der alte Wolf stürzte hinauf, um nach dem Feuer zu sehen, das ganze Dach brannte, er führte die so furchtbar aus dem Schlaf geschreckten Mädchen herunter, Qualm und Gluth erfüllten bereits die ganze Mühle. Das Alles geschah in dem kur-

zen Zeitraume von höchstens fünf Minuten. Es war keine Zeit zum Ueberlegen, Wolf rief hastig seiner Frau zu: „Geh, geh, eile mit den Mädchen in den Stall, Kunz, sieh nach dem Vieh, ich hole das Geld!"

Der alte Mann, der keine Ahnung von der Gefahr haben konnte, die draußen lauerte, eilte in die Schlafkammer, um wenigstens etwas zu retten, der Knecht öffnete die Thür, und leicht bekleidet, wie sie aus dem Bette gekommen waren, eilten die drei Frauenzimmer durch die kalte Novembernacht dem Stall zu, der etwa zwanzig Schritte von der Mühle lag. Kaum aber hatten sie einige Schritte gethan, so wurde ihnen ein rauhes „halt!" zugerufen, und sie sahen sich, die brennende Mühle erleuchtete die Scene, von finstern Männergestalten umringt. Die beiden Mädchen wurden ohne Widerstand ergriffen, getrennt, und jedes von zwei Kürassieren davon getragen; der Schreck hatte sich der armen Geschöpfchen so bemeistert, daß sie nicht einmal einen Hülferuf ausstoßen konnten. Käthchens Mutter dagegen schrie um Hülfe und eilte den Kürassieren nach, bis sich endlich einer derselben der Verfolgerin entledigte, indem er sie durch einen

heftigen Stoß gegen die Brust bewußtlos zu Boden warf. Der alte Knecht hatte sich entsetzt in den Stall versteckt, als er sich wieder hervorwagte, war Alles still, die Mühle brannte lichterloh, vor der Thür lag der alte Wolf, todt, mit zerschmettertem Schädel, ein vom Dachstuhl jäh herabschießender, brennender Balken hatte den alten Mann getroffen, da er eben zur Thür heraus trat. Der alte Kunz trug seinen todten Herrn aus dem Bereich des Feuers und suchte seine Frau, sie kam bald wieder zu sich, um über ihren verunglückten Mann und die verlorenen Töchter zu jammern. Als es Tag wurde, war die Mühle völlig niedergebrannt, die arme Frau saß jammernd bei der Leiche ihres Mannes.

Es war Tag geworden, Morgen, so ein recht nüchterner, unausstehlicher Novembermorgen, der sein langes, einfältiges Philistergesicht halb in Nebelwolken versteckt, und nur mit einem Auge, so stier als möglich, hineinstarrt in das Leben, an dem er kalt und theilnahmslos vorübergeht.

Es hatte gegen Morgen aufgehört zu regnen, die Frühkälte aber schüttelte empfindlich die fast unbekleidete Wittwe des todten Müllers, die im Stall bei der Leiche saß. Das arme Weib dachte

bald an Käthchen, bald an Gertrud, bald sah sie nieder auf den todten Mann neben ihr, und Frostschauer schüttelten sie. Dann horchte sie wieder und wunderte sich, daß sie das gewohnte, seit so vielen Jahren gewohnte Klappern der Mühle nicht vernahm, bis sie sich endlich mühsam besann, daß ihre Mühle verbrannt sei in der Nacht, daß ihr Mann todt und die beiden Jungfrauen geraubt. Diesen Kreislauf durcheilten fortwährend mit fieberischer Hast die Gedanken der Müllerin, sie waren wie gebannt in diesen Kreis. Die arme Frau war allein, der treue, alte Kunz war schon vor einigen Stunden fort, um die Spuren der Jungfrauenräuber zu verfolgen, der greise Knecht hatte die ganze Liebe alter Diener zu den Kindern ihrer Herrschaft für Käthchen, der Tod des Erbmüllers ging ihm nicht so zu Herzen, wie der Verlust der jungen Dirne.

Als es vollständig Tag war, so weit es an einem Novembermorgen, wie wir ihn geschildert haben, Tag wird, kam die Magd in den Stall, mit lautem Geheul und Jammergeschrei, sie war die Nacht auswärts gewesen im nächsten Dorf. In Wolfs Auftrage hatte sie für den heutigen Morgen

Leute bestellt zum Mahlen. Nach und nach gelang es der Magd, der Müllerin Rede abzugewinnen; Käthchens Mutter fand, wie alle Weiber, Trost darin, ihr Unglück erzählen zu können, und die Magd ließ es wenigstens nicht an theilnehmenden Thränen und Verwünschungen der Mörder, Mordbrenner und Mädchenräuber fehlen. Die treue Dienerin vermochte endlich ihre Frau, den Leichnam zu verlassen und sich umzusehen in der Mühle — das Feuer hatte zwar gewaltig zerstört, aber das ganze untere, aus Steinen gebaute, Gestock stand noch, der Regen hatte die Flammen ausgelöscht, als sie nicht mehr im Bereich des Windes waren, und von diesem nicht immer wieder aufs Neue angefacht werden konnten. Der Schaden hätte sich wohl ersetzen lassen also, wenn nur der Müller nicht todt und die Jungfrauen nicht geraubt worden wären. Die Magd sorgte jetzt dafür, daß ihre Frau sich wärmer kleidete, und war eben im Begriff, auf dem unversehrt gebliebenen Heerde eine warme Suppe zu kochen, als die Hunde laut anschlugen, und ein Trupp Soldaten, dem Bach entlang, auf die Mühle zukamen. Einer der Soldaten war allen Andern weit voraus — er sprang über den Bach und eilte

in das Gehöft — es war der junge Wolf — schluchzend schwankte die Mutter ihrem Sohne entgegen — der sie bleich, zitternd vor Angst und Aufregung, in seine Arme schloß und keines Wortes mächtig war.

Welch ein ganz anderes Wiedersehen damals und jetzt!

Es war Wolf, der mit einem Trupp Obentraut'scher Reiter erschien, um Fräulein Gertrud zu ihrem Vater zu bringen.

Warum kam er nicht einen Tag, nur einen Tag früher?

Die Mutter führte den zitternden Sohn in den Stall, und Wolf starrte auf den Leichnam seines Vaters, der mit gräßlich zerschmettertem Haupte vor ihm lag. Die Obentraut'schen Reiter, wilde Gesellen, in Waffen ergraut, fühlten sich erschüttert bei dieser Scene.

Es dauerte lange, ehe der arme Wolf Worte fand. Endlich fragte er: „und Fräulein Gertrud und meine Schwester? Mutter, wo sind sie? der gnädige Herr schickt uns, wir sollen das Fräulein holen?“

„Fort, fort, geraubt, beide!“ stammelte die arme Frau.

Wolf schwankte bei dieser Nachricht, er mußte sich an dem nächsten seiner Reiter halten, um nicht umzufallen. In diesem Augenblicke kehrte der alte Kunz zurück. „Ihr kommt zu spät, Wolf!“ rief er seinem jungen Herrn zu, „ich habe die Spur der Räuber verfolgt bis ins nächste Dorf, jetzt ist ihnen der alte Robert, des gnädigen Herrn Jäger, auf der Fährte, man muß doch wissen, wo sie die lieben Jungfern hinbringen!“

Wolf starrte den alten Knecht eine Weile an, dann fragte er, indem er sich mit gewaltiger Anstrengung zusammen nahm: „Was hast Du erfahren, Kunz? wer waren die Räuber? wohin sind sie?“

„Ich verfolgte,“ erzählte der Knecht, „die Spuren der Räuber bis nach Geispitzheim, dort fand ich den treuen Robert, und der ist nun seinem gnädigen Fräulein nach, ich aber ging in das Hirtenhaus, zu dem alten Brennsgottlieben, der ist der Einzige, dessen Hütte noch steht, die einzige Menschenseele, die noch im Dorfe ist, und der sagte mir, es sei gestern am Abend eine Abtheilung von etwa hundert schwergepanzerten Kürassieren ins Dorf ge=

kommen mit zwei Officieren. Die Officiere, ein schöner, großer Mann mit finstern Augen, und ein kleinerer, listig aussehender, der Sprache nach ein Niederländer, sind beim Brennsgottlieben im Hirtenhause geblieben, und eben so hätte der größere Theil der Kürassiere das Dorf nicht verlassen, nur eine kleine Abtheilung sei in der Nacht abmarschirt und erst gegen Morgen mit zwei, in Soldatenmäntel gehüllten, Frauenzimmern zurückgekehrt. Darauf habe der große Officier sogleich aufsitzen lassen, die Frauenzimmer seien von einigen Reitern auf den Sattel genommen worden, und der ganze Trupp habe, so eilig als möglich, den Weg nach Niederheimbach genommen. Die meisten der Küraßreiter haben nicht deutsch gesprochen, sondern welsch, doch hat der Hirt erfahren, daß sie von einem kaiserlichen Regiment, das in Bruchsal liege!"

„Savelli's Kürassiere!" schrie Wolf, „Savelli's Kürassiere liegen in Bruchsal, das trifft, die Reiter haben welsch gesprochen, es sind Savelli's Lombarden gewesen!"

„Tüchtige Kerls," brummte ein Obentraut'scher Reiter, „wir sind schon mehremals hart aneinander

mit ihnen gewesen, zuletzt in der Nacht bei Paderborn!"

„Der hohe Officier," berichtete Kunz weiter, „ist von den Andern bald Herr Oberst, bald Herr Graf, angeredet worden!"

„Kamerad, ich will Euch was sagen," sprach jetzt ein eisgrauer, schnurrbärtiger Obentraut'scher Reiter: „diesen Sommer, als Ihr auf Urlaub waret waren wir in Paderborn in Westphalen, dort fingen wir den Obersten von Savelli's Lombarden, einen feinen Kerl, er heißt Graf von Büren, der war drei Wochen vorher schon einmal Gefangener unseres Feldhauptmanns gewesen, und hatte sein Ehrenwort gegeben, ein Jahr lang nicht mehr gegen uns zu fechten, und dennoch fingen wir ihn wieder bei Paderborn. Nun versteht der Michel von Obentraut in solchen Dingen keinen Spaß, er befahl, den Herrn Grafen als Wortbrecher aufzuknüpfen, da selbiger aber in der Stadt Paderborn einer feinen Dirne die Ehre genommen, so ließ ihn der „Deutsche Michel" vor der Execution mit der Dirne copuliren, ich war mit dem damaligen Lieutenant Verstolck, der Schuft war damals noch nicht zu den Kaiserlichen desertirt, zur Execution commandirt,

daher weiß ich's. Der Graf aber, ein Teufelskerl, entsprang uns vor dem Aufhängen, und hat sich seitdem nicht wieder fangen lassen. Sollte der jetzt nicht, um sich zu rächen, die Tochter des „Deutschen Michels" geraubt haben?"

Die Argumentation des alten Reiters der protestantischen Union war so uneben nicht, und wie wir später sehen werden, traf sie ziemlich das Rechte.

Wolf ging jetzt mit seinen Reitern zu Rath, was zu thun unter solchen Umständen. Es wäre eine Tollheit gewesen, mit etwa zwanzig Mann Savelli's Kürassiere zu verfolgen in einer Gegend, die außerdem voll kaiserlicher und liguistischer Völker lag, man machte also aus, daß das Reitercommando sich zu Obentraut, der etwa noch sechs Tagemärsche entfernt stand, durchschleichen solle, Wolf wollte, als Bauer verkleidet, den Kürassieren folgen, und bei günstiger Gelegenheit dem „Deutschen Michel" Nachricht zukommen lassen.

Als das bestimmt war, traten die Obentraut'schen Reiter sogleich ihren Rückmarsch an, Wolf aber grub mit dem treuen Kunz ein Grab für den alten, braven Müller, da hinein legten sie ihn unter vielen

Thränen, und wünschten ihm eine fröhliche Urständ. Dann empfahl der junge Mann seine Mutter angelegentlich der Fürsorge der beiden Dienstleute, und als es Mittag war hatte er bereits das Waldthal und das Dörfchen Geispitzheim, wo sonst ein Obentraut'sches Schloß gestanden, hinter sich, und schritt eilig dem Städtchen Bruchsal zu.

---

# VI.

„Es muß ja Aergerniß kommen, aber wehe dem, durch den Aergerniß kommt!“

(Heilige Schrift.)

„Gift! Gift!“
„Ich fühl's. Marter und Tod!“

(**Göthe:** Götz von Berlichingen.)

Wenn der Lenz kommt ins Land, so eilt ihm die Erde entgegen, bräutlich geschmückt, Hochzeitlieder erschallen aus tausend Kehlen, Sonne, Mond und Sterne, die ungeheuren Weltkörper, sie verwandeln sich freundlich in einfache Leuchten des ewigen, duftigen Brautgemachs, über welchem der Himmel, ein blauer, fleckenloser Baldachin, in zahllosen Falten

hängt. Kommt aber der Winter, der alte Bursche, so ist die Erde nicht jung mehr und frisch, sie hat heißgeliebt in den Tagen des Sommers, sie ist Mutter geworden und hat zahllose Kinder geboren im Herbst, matt lächelnd sieht sie den Winter an, den alternden Gemahl, und mit stiller Wehmuth hüllt der Greis die einst jugendschöne Braut in sein warmes, weißes Schneegewand. Die Erde schläft darin, und träumt vom Frühling. So gehts auch im Menschenleben; die Märztage der Kindheit, die auf einem Auge lacht und auf dem andern weint, gehen vorüber, der Maimorgen der ersten Liebe bricht an und endigt oft in unverstandenen Thränen und Seufzern; der sonnige Junitag der Liebe klärt die dunkeln Gefühle auf, der heiße, glühende, natürlich-sinnliche Mittag legt die Keime, und der fruchtbare Herbst erfüllt die süßesten Hoffnungen — dann kommt der Lebenswinter, aber nicht vom Herbst träumt dann das Herz, nicht vom heißen Liebessommer, sondern vom Frühling träumt es, unabläßig bis zum neuen Leben, zum neuen Lieben.

Bei Schlettstadt im deutschen Elsaß, das nicht mehr deutsch ist, liegt ein Kloster, ein Urseliner-Frauenkloster, nach der reformirten Regel des hei-

ligen Bernhardus a Claravalle — es ist ein graues, altes Gebäude von großem Umfange, das finster genug absticht gegen den weißen Schnee auf den Feldern rings um, das ängstlich genug harmonirt mit den grauen Wolken, die über ihm hängen heute. Eine hohe Mauer umgiebt das Asyl der frommen Frauen im Viereck, sie sollen nicht hineinsehen in die nahe Stadt, sie sollen nicht sehen, daß dort Weiber ihren Beruf erfüllen, zu dem sie von Natur bestimmt, sie sollen nicht schaffende Männer schauen und nicht spielende Kinder, damit sich nicht irdische Gedanken hineindrängen, störend, in das Ingottversunkensein der Himmelsbräute, damit nicht irdische Wünsche die keuschen Busen der heiligen Jungfrauen heben, und die stillen Herzen wieder klopfen machen. Abgeschlossen von aller Welt sollen die Nonnen vergessen lernen, daß sie Töchter sind, oder Schwestern, oder gar Mütter. Tiefe Stille herrscht in dem heiligen Hause und rings um, dort oben aber an dem vergitterten Dachfenster steht, frostschauernd, eine weibliche Gestalt, sie trägt ein klösterlich-dunkles Gewand, aber nicht die auszeichnende Tracht der Himmelsbräute — wohl ist ihr Antlitz ernst, wohl liegt tiefer, folternder Schmerz,

in dem reinen Gesicht, aber es ist kein dummheiliges Nonnengesicht, sondern das menschliche Gesicht eines Weibes. Bebend liegt die weiße Hand an den Eisenstäben des Fenstergitters, langsam rollen warme Thränen über die bleiche, kalte Wange, armes Weib, du kannst noch weinen, du bist keine Nonne!

Gar rauh und unfreundlich sieht es aus in der Zelle, in der das Weib wohnt; kein Tisch, kein Stuhl darin, nur in einem Winkel eine rauhe Decke, im andern ein irdener Wasserkrug, an der einen rauhen, mit Kalk getünchten, Wand ein ekelhaftes Bild, eine Sudelei, die Geißelung Christi darstellend; mit kannibalischem Vergnügen hat der Maler Mühe und Fleiß auf das zerrissene Fleisch und die blutigen Wunden verwendet, das Uebrige ist unbedeutend. Diesem Bilde gegenüber drei Gemälde von ähnlichem Werth, die Jungfrau mit den sieben Schmerzen, sieben Schwerter stecken in dem Busen der Gottesgebärerin, Blut strömt nieder, und das Gesicht soll ein Lächeln ausdrücken, aber es feixt nur, wie eine derbe Bauerdirne, die ihr Bursche in den Arm kneipt.

Da rasseln die Schlösser der Thür, sie öffnet

sich, und in voller Ordenstracht tritt eine hohe, starke Nonne herein, ihr lederfarbenes Gesicht ist hart, und keine menschliche Regung leuchtet aus den farblosen Augen.

„Folge mir!" sagt sie barsch und rauh zu dem Weibe am Fenster.

Die Weinende wendet sich um, das Antlitz ist uns bekannt, einst lagen dichte, braune Locken an dieser jetzt so bleichen Wange — es ist Johanna, die Tochter des Rathsherrn Dedel von Paderborn, die Gemahlin des Grafen Büren.

„Führt Ihr mich zu meinem Kinde, mein Kind, mein Heinrich, wo habt Ihr mein Kind?" fragt sie, mit herzzerschneidendem Jammer in der Stimme.

„Schweige und gehorche!" herrscht ihr die Nonne entgegen, faßt sie an der Hand und führt sie aus der Zelle. Durch vielfach verschlungene Wege wird Johanna geführt, durch finstere Gänge und über breite Corridors, endlich steht ihre Führerin still an einer reich vergoldeten Thüre, leise klopft sie an, und eine feine, junge Nonne tritt heraus, die mit spöttischen Blicken die arme Johanna mustert.

„Unsere hochwürdige Mutter hat mir befohlen, die Büßerin hierher zu führen!" sagte die Begleiterin Johanna's.

„Ich weiß," entgegnete die junge Nonne leicht, „laßt sie nur hier, fromme Schwester, ich werde es unserer heiligen Mutter selbst sagen!"

Darauf schlüpfte sie hinter einen Vorhang, lüftete diesen nach einer Weile wieder, und befahl der armen Johanna einzutreten.

Die Gräfin Büren trat in ein prachtvoll ausgestattetes Zimmer, das durch die herrlichsten Gemälde geschmückt war, und stand vor einer langen, hagern, alten Frau, die im Klosterschmuck auf einem thronartigen Sessel saß, ihr zur Seite an einem kleinen Tischchen war ein Priester placirt, er trägt das Ordenskleid der hochwürdigen Väter Jesu. Es ist der fremde Priester, den wir bei dem Caplan Burgstetter in Paderborn gesehen haben.

„Tritt näher, meine Tochter!" beginnt die Aebtissin mit salbungsvoller Stimme.

Johanna gehorcht.

„Hast Du Dich besonnen, meine Tochter?" fährt die hochwürdige Frau fort, „wirst Du heute erklären, daß Du keine Ansprüche an den Grafen

Büren hast, oder wird uns Dein unchristlicher Starrsinn zwingen, jene härtern Strafen gegen Dich in Anwendung zu bringen, welche die heilige Kirche zu heilsamem Gebrauche in unsere Hände gelegt hat?"

„Ich," antwortete Johanna, „ich bin die rechtmäßige Gemahlin des Grafen Büren, regelrecht von einem katholischen Priester getraut, und werde keines meiner Rechte aufgeben, und Euch, gnädige Frau, lade ich, weil er meine Bitten nicht gehört, vor den Richterstuhl des ewigen Gottes, dort seht zu, wie Ihr es verantworten wollt, daß Ihr einen Säugling von der Mutterbrust gerissen in unmenschlicher Grausamkeit!"

„Ihr vergeßt Euch, meine Tochter!" mahnte der Jesuit.

„Nein, Euch fluche ich, Ihr tragt das Gewand des Priesters, aber darunter das Herz des Satans, Ihr habt den Pöbel meiner Vaterstadt listig gegen mich aufgewiegelt durch eine plump ersonnene Fabel, schlau habt Ihr mich hinausgeängstigt aus den Mauern, hinter denen ich sicher war, Ihr habt mich von meinem ehrwürdigen Freunde, einem wahren Christenpriester, getrennt, Ihr seid Ursache, daß diese Dame mir mein Kind genommen, daß ich wie

eine Verbrecherin hier eingesperrt bin — Fluch über Dich, Mensch, den Fluch einer verzweifelten Mutter über Dich!"

Erschöpft hielt Johanna inne.

„Sage mir, meine Tochter, giebst Du Deine Ansprüche an den Grafen Büren auf?" fragte der Jesuit, als habe Johanna nichts gesagt, „erklärst Du, durch eine nicht canonische Trauung getäuscht zu sein?"

„Nein, nein, tausend Mal nein!" rief Johanna außer sich.

Der Jesuit zuckte die Achseln und sah die Aebtissin an. Diese nahm nun aufs neue salbungsvoll das Wort: „Du zwingst uns, meine Tochter, den Pfad der Milde zu verlassen, und gegen Dich mit jener heilsamen Strenge vorzuschreiten, die uns geboten ist nach dem canonischen Rechte, wir beten für Dich, meine Tochter, die Heiligen mögen Dich erleuchten, damit Du bald sehen mögest, was zu Deinem Frieden dienet."

Verächtlich wendete Johanna der heiligen, geistlichen Fürstin den Rücken zu, die junge Nonne faßte sie bei der Hand, und führte sie durch eine andere Thür hinaus.

Dort wurde die arme Frau von einigen handfesten Klostermägden in Empfang genommen, die ihr das Bußgewand von den Schultern zogen, sie bis an den Gürtel entkleideten, und sie dann bis aufs Blut zu geißeln begannen.

Johanna war eine Frau, sie erlag dem Schmerz, und ihre Klagelaute drangen in das anstoßende Zimmer, aber kein Zug in den Gesichtern der Klosterbewohner verrieth Mitleid.

Es ist eine traurige, aber schon mehrfach beobachtete Erscheinung, daß Grausamkeit allen Mönchen und Nonnen eigen.

Nachdem die Geißelung etwa eine halbe Viertelstunde gedauert hatte, winkte die junge Nonne den Mägden, diese hielten inne, legten die Kleider wieder auf den blutig gepeitschten Rücken Johanna's, und kleideten sie wieder an.

Die unglückliche Frau war todtenbleich, sie schwankte, und von der jüngern Nonne geführt, betrat sie das Gemach der Aebtissin wieder.

„Du siehst, meine Tochter," begann die hochwürdige Frau, „welche Mittel uns zu Gebote stehen, und glaube nicht, daß Du unsern Vorrath erschöpft hast, die heilige Kirche hat dafür gesorgt — es

giebt Züchtigungen, die auch das härteste Gemüth brechen, also sei verständig, erkläre doch, ich bitte Dich, Deine Ehe mit dem Grafen berechtige Dich nicht zu Ansprüchen für Dein Kind, erkläre es doch nur, Du sollst noch reichlich belohnt werden!"

„Nein!" entgegnete Johanna leise, aber fest.

Jetzt stand der Priester, der Jesuit, auf, und sagte mit honigfreundlicher Stimme: „meine Tochter, es ist Deine Pflicht, in unser Begehren zu willigen, Du bist Mutter, siehe, Dein Kind lechzt seit gestern nach der Mutter Brust, es verschmachtet, Du mordest Dein Kind, wenn Du unserm Verlangen nicht nachgiebst!"

Starr sah die arme Mutter den Jesuiten an, einer solchen Teufelei hatte sie das menschliche Herz nicht fähig gehalten, ihr schwindelte, mühsam hielt sie sich an der Nonne aufrecht.

„Nun, meine Tochter," drängte der Priester, „soll Dein Kind sterben? willst Du als Kindesmörderin verdammt und verflucht sein hier und dort?"

„Bringt mir mein Kind," stammelte Johanna, „ich willige in Alles, aber erst mein Kind!"

Lächelnd nickte der Jesuit der Aebtissin zu und

setzte sich an sein Tischchen, wo er aufmerksam schrieb, die junge Nonne entfernte sich. Der Priester las: „Ich Endesunterzeichnete bekenne hiermit frei und öffentlich, daß ich, durch das Gaukelspiel einer uncanonischen Trauung getäuscht, irrthümlich Ansprüche an dem erlauchten Grafen von Büren, Seiner Kaiserlichen Majestät Obristen über ein Regiment zu Pferd, erhoben habe, ich erkläre selbe feierlich für nichtig, und verspreche, nicht wieder darauf zurück zu kommen. Das Kind, welches ich von dem Grafen Büren habe, hat, als außer der Ehe geboren, keine Ansprüche auf Namen, Titel, Wappen und Güter des gedachten Grafen, und ich, als nicht rechtmäßige, nicht angetraute Gattin des Vaters meines Kindes, erkläre mich durch die erhaltene Alimentation für befriedigt und auf immer abgefunden. Solches habe ich zur Urkund der Wahrheit selbst unterschrieben, und rufe Gott, den Vater, den Sohn und den heiligen Geist als Zeugen dessen an."

Johanna hörte nicht auf das, was ihr der Jesuit vorlas, sie schob das Papier zurück, „mein Kind, erst mein Kind, dann!" antwortete die Mutter.

Endlich öffnete sich die Thür, eine Klostermagd trat ein. Johanna drückte den Knaben an ihre Brust, ihr Kind, ihr süßes, geliebtes Kind. Erst als der Knabe saugend an ihrer Brust lag, erst dann unterschrieb sie das Blatt, das sie für eine gemeine Dirne, ihren Sohn für einen Bastard erklärte.

Triumphirend blickte der Jesuit die Aebtissin an, diese erhob sich und sagte hart: „Creszenz, sie wird dafür sorgen, daß diese Dirne mit ihrem Bastard sogleich das Kloster verläßt, sie hat hier Aergerniß genug gegeben, fort mit ihr aus dem heiligen Kloster!"

Die Magd führte die schweigende Johanna hinaus, sie ging, ihr Kind an der Brust, das höhnische Gelächter des Jesuiten und der Aebtissin schallte hinter ihr her. Der Jesuit hatte seinen Plan durchgesetzt, Johanna hatte sich selbst vernichtet durch ihre Unterschrift.

Es war etwa fünf Uhr Nachmittags, als Johanna im Bußgewand, das man ihr im Kloster angelegt, hinaustrat mit ihrem Kindlein in die kalte, winterliche Flur. Sie ließ im Kloster das Geld, das man ihr abgenommen, sie wußte nichts von

ihrer Mutter, nichts von dem ehrwürdigen Caplan Burgstetter, von dem man sie getrennt, aber sie hatte ihr Kind. Eine Weile schritt die unglückliche Frau hinein in die zunehmende Dämmerung, endlich ordneten sich ihre Gedanken wieder, sie blickte auf das Kind, das auf ihrem Arm schlief, sie sah, daß es immer finsterer wurde und immer kälter, sie erinnerte sich, daß sie eine Stadt habe liegen sehen aus ihrem Gefängniß im Kloster, sie orientirte sich und schlug einen Weg ein, der ihrer Ansicht nach bald zum Ziele führen mußte. Diesen Weg verfolgte sie, die Abendluft wehte immer rauher, die Mutter entblößte sich beinahe, um ihr Knäblein zu schützen, der Weg führte nicht zu einer Stadt, sie mußte sich getäuscht haben, denn plötzlich stand sie am Saume eines Waldes.

Es war völlig dunkel, Johanna betete eifrig, aber während des Betens schritt sie instinctmäßig hinein in den Wald, dessen Bäume sie vor dem Luftzug etwas schützten. Im Gebet kam eine solche Freudigkeit über die arme Mutter, daß sie hastig und immer hastiger forteilte auf dem Waldpfade, denn es war ihr eine Gewißheit, daß Gott ihr

Gebet erhört habe, und ihr und ihrem Kinde ein Obdach geben werde gegen die Kälte.

Und es war dem also — denn plötzlich sah Johanna einen röthlichen Lichtschimmer durch die Bäume glitzern, sie stieß einen Freudenschrei aus, der das Kind weckte, das nun zu weinen begann.

In vollem Laufe, das schreiende Kind unter Freudenthränen an ihr Herz drückend, eilte sie dem Lichtschimmer zu — bis ihr eine rauhe Stimme halt gebot, und ein Soldat ihr seinen Pallasch vorhielt.

„Wer ist da?“

Johanna mußte erst Athem schöpfen, ihre Brust arbeitete mächtig. „Ein armes Weib,“ antwortete sie endlich, „das ein Obdach sucht gegen die Kälte für sein frierendes Kind!“

Der Knabe schrie wirklich, und der Soldat, dem so etwas noch nicht vorgekommen sein mochte auf dem Posten, trat verlegen zurück und ließ die Mutter mit dem Kinde passiren.

Johanna stand auf einem freien Platz im Walde — vor einer Köhlerhütte flammte ein mächtiges Feuer, und etwa zweihundert Pferde standen aufgezäumt und gesattelt in einer langen Reihe an

einander gekoppelt. Bärtige Reiter umringten das Feuer, oder hatten sich trotz des Schnee's auf ihren Mänteln um dasselbe gelagert. Sobald Johanna in den Kreis trat, den das Licht des Feuers erhellte, schrie Alles: „eine Nonne, eine Nonne mit einem Kinde!“

„Laßt mich mein Kindlein etwas wärmen an Euerm Feuer, Landsleute!“ bat Johanna mit so rührendem Ton, daß ihr die rauhen Kriegsgesellen sogleich den besten Platz einräumten.

Es waren ja keine Priester und keine entmenschten Klosternonnen.

Bebend vor Frost stand die junge Frau vor dem Feuer, still bewunderten die Krieger die schöne Frau, endlich nahm ein alter Wachtmeister seinen Mantel ab, und legte ihn mit rauher, gutmüthiger Galanterie um Johanna's Schultern.

„So jung, so schön, und hier in der kalten Nacht, so einsam, halbnackt mit ihrem Kinde!“ murmelten die Reiter, während Johanna dem alten Wachtmeister einen Dankblick zuwarf, der dem wilden Gesellen beinahe das Wasser in die Augen trieb, und sich dann behaglich mit ihrem Kinde in den weiten, wärmenden Mantel hüllte.

Jetzt trat eine lange Gestalt aus der Köhlerhütte und fragte mit lauter Stimme: „was habt Ihr, Kameraden, ich hörte von einer Nonne!"

Johanna stieß einen hellen Schrei aus, ließ den Mantel fallen, sprang auf den Mann zu und rief mit lauter Stimme: „Heinrich, rette Dein Kind, Deinen Sohn, rette ihn und mich!"

Erschrocken trat der Oberst, Graf Büren zurück, er war es, der hier mit dem Reste seines bei Rohrbach geschlagenen Regimentes bivouaquirte, weil er nicht wußte, ob Schlettstadt schon vom Feinde besetzt sei.

Graf Büren trat einen Schritt zurück, wie ein mahnendes Gespenst stand die Frau vor ihm, die sein rechtmäßiges Gemahl war, frostschauernd im Bußgewand stand das schöne Weib vor ihm, in dessen Reizen er geschwelgt, sie hielt ihm das Kind entgegen, sein Kind.

„Heinrich, Dein Kind, sieh es doch nur an, Dein Kind!" bat Johanna, der Oberst suchte sich zu sammeln, viele der Reiter erkannten jetzt die Jungfrau aus Paderborn, die ihr Oberster geliebt hatte, sie wußten, daß Johanna die Wahrheit sagte, ihre Herzen wendeten sich um bei dem Anblick.

„Schafft mir die Dirne vom Halse, jagt sie fort!“ befahl Graf Büren endlich kalt.

Johanna starrte den Vater ihres Kindes an, es war doch ein so schönes Kind, warum küßte es sein Vater nicht, sie verstand nicht, was Graf Büren sagte.

Die Reiter rührten sich nicht.

„Nun wirds bald!“ schrie der Oberst zornig, „fort mit dem Bankert und der Dirne, fort!“ —

Die Reiter rührten sich nicht.

„Meuterische Schurken!“ brüllte jetzt Büren, „wollt ihr Ordre pariren und das Weib fortjagen!“

„Halten zu Gnaden, Herr Oberst,“ sagte jetzt der alte Wachtmeister, der Johanna vorher seinen Mantel gegeben, „meuterische Schurken hat noch Niemand Savelli's Kürassiere geheißen — haben wir je gezögert bei Eurem Befehl? aber wir sind des Kaisers Küraßreiter, und nicht des Herrn Obersten Bediente, oder gar Henkersknechte, die Hand an ein wehrloses, unglückliches Weib legen, halten zu Gnaden, Herr Oberst!“

Graf Büren war eine Weile sprachlos vor Wuth, „nehmt dem Wachtmeister das Schwert ab!“

befahl er dann. Ein lautes Murren erhob sich im Kreise. Die Küraßreiter blickten sich einander an. Der Wachtmeister aber zog seinen Pallasch aus der Scheide und sagte: „ich gehorche Euerm Befehl, Herr Oberst, hier ist mein Schwert, es hat in zwanzig Gefechten sich treu bewährt!“

„Drauf! drauf! Prag und Hagenau!“ klang es plötzlich von allen Seiten, und der freie Platz wurde in einem Moment mit Kugeln förmlich überschüttet.

„Jesus Maria!“ schrieen die kaiserlichen Reiter und sprangen nach ihren Pferden, fluchend warf sich Graf Büren auf sein Roß, aber aller Widerstand war vergeblich, als wüchsen sie aus dem Boden, so erschienen von allen Seiten Obentraut'sche Reiter, und griffen mit blanker Waffe an.

Der „Deutsche Michel“ hatte den kaiserlichen Obersten zum zweiten Male überfallen, es half kein Widerstand, nur der Tapferkeit des eben von ihm so schwer beleidigten Wachtmeister verdankte Graf Büren seine Rettung, es gelang ihm zu fliehen, ehe die Obentraut'schen Reiter den Platz ganz umzingelt hatten. Wenige der tapfern Kürassiere nahmen Pardon, die meisten starben, wie es muthigen,

treuen Kriegern ziemt, mit dem Schlachtruf: **Austria! Austria!** auf der Lippe. Johanna lag mit ihrem Kinde in der Nähe des Feuers am Boden, mit ihrem Leibe deckte sie ihren Sohn, sie dachte an nichts als an ihr Kind, als die Kugeln über sie hinpfiffen, die Schwerter an einander klirrten und Männer in ihr Blut sanken.

„Victoria!" brüllten die Obentraut'schen Reiter, und stellten sich auf der Lichtung.

„Victoria! durch Krieg zum Sieg! frische Fische, gute Fische!" antwortete ein Mann, der dicht neben Johanna vom Pferde stieg.

„Herr von Obentraut!" rief die geängstete Frau.

„So heiß ich," antwortete der Deutsche Michel verwundert, „wer ruft mich?"

„Kennt Ihr mich nicht mehr, Herr von Obentraut?" Johanna richtete sich auf und schritt, ihr Kind im Arm, auf den kriegerischen Edelmann zu.

„Eine Nonne? wie? eine Nonne, hier?" rief der Deutsche Michel beinahe erschrocken, und seine Reiter drängten sich neugierig herbei.

„Soll ich Euch an Paderborn erinnern, Herr von Obentraut?" —

„Potz Prag und Hagenau!" ließ sich jetzt der Michel vernehmen, „Ehen werden im Himmel geschlossen, jung gefreit, hat niemand gereut, hoffen und harren macht manchen zum Narren, was du thun willst, thue bald, seid Ihr nicht die die — die —"

„Dieselbe Johanna Dedel" — fiel ihm Johanna ins Wort, „die Ihr im Juni dieses Jahres mit dem Grafen Heinrich Büren trauen ließet, hier ist der Sohn des Grafen Büren!"

„Richtig, edle Gräfin!" rief der Deutsche Michel erfreut, „mein Gedächtniß ist nicht so lang, wie mein Pallasch, kommt hier in die Hütte — laßt Retraite blasen, Wattewyl, ruft die Verfolger ab, wenn Herzog Friedrich von Altenburg kommt, ich bin in der Hütte!"

Michel von Obentraut konnte galant sein, trotz seiner Corpulenz, wie er ein tollkühner Reiter war trotz seiner Corpulenz, und ein nicht zu ermüdender Streiter, Alles bei seiner Corpulenz — jetzt führte er die arme Johanna in die Hütte, die sie behaglich erwärmt fanden, und mit ziemlichen Vorräthen versehen, unter denen ein gewaltiges Flaschenfutter zuvörderst Obentrauts Neugierde erregte, er entkorkte eine Flasche und trank sie halb aus —

lediglich um zu wissen, was für Wein Graf Büren bei sich führe.

Auch Johanna genoß einige Tropfen Wein, und eine halbe Stunde später wußte der Deutsche Michel, daß man das arme Weib mit Mutter und Kind und dem Caplan Burgstetter eine Tagereise von Hildesheim gefangen genommen, nach Schlettstadt geschleppt, ins Kloster gesperrt, und ihr eine eigene Erklärung abgezwungen habe, die sie für eine H . . ., ihr Kind aber für einen Bastard erklärte. Auch ihre letzte Begegnung mit dem Grafen Büren verschwieg das, als Mutter ihres Kindes aufs tiefste verletzte Weib dem freundlich forschenden Obentraut nicht.

„Ja!" rief der ehrliche Krieger, als Johanna geredet, „ein richtiger Schuft ist der saubere Graf, wißt, arme Frau, mir hat er meine Tochter geraubt — aber er soll sie mir schon wieder geben, so wahr ich Michel von Obentraut heiße, es ist noch nicht aller Tage Abend, wer zuletzt lacht, lacht am besten — ja, liebe Frau, was soll ich Euch jetzt rathen? hier bleiben könnt Ihr nicht, wir greifen, sobald der Kniphausen mit den schweren Reitern da ist, vielleicht noch in dieser Nacht

Schlettstadt an, halt, da fällt mir etwas ein, hoffentlich verschaffe ich Euch Eure Erklärung wieder — wißt Ihr was, behelft Euch, so gut Ihr könnt, mit männlicher Kleidung, und reitet beim Troß, bis ich einen Wagen für Euch auftreiben kann."

Jetzt trat ein junger, schlanker Herr, klirrend in blanker Rüstung in die Hütte.

„Herr Feldhauptmann!" rief er, „Oberst Kniphausen ist da, seine Reiter gehen schon gegen die Stadt vor, die Kürassiere von Blankarts Regiment liegen in der Stadt, die Arkebusiere von Altringer, zwei Fähnlein spanischen Fußvolks, wenige und schlechte Artolerei, und die Reste von Savelli's Lombarden."

„Ich danke Euch, durchlauchtiger Prinz, führt die Vorhut —"

„Wer ist das schöne Weib, Herr Feldhauptmann?"

„Ein ander Mal, mein Prinz, vorwärts marsch!" rief der Deutsche Michel, nickte der armen Johanna zu und zog den Prinzen mit sich aus der Hütte.

Kurz darauf jagten beide davon, zu Johannen aber trat ein alter Leibknecht des Deutschen Michels,

der ihr erlaubte noch eine Stunde zu schlafen am Feuer und sich gütlich zu thun mit Essen und Trinken.

Es war gegen ein Uhr Morgens, als der alte Mann Johanna weckte, sorglich wickelte er sie und ihr Kind in warme Mäntel, labte sie mit erwärmtem Weine, und ließ sie endlich eine Art Sänfte besteigen, die er durch Stangen und Sättel sehr geschickt zwischen seinen beiden Packpferden angebracht hatte.

Johanna befand sich sehr behaglich mit ihrem Kinde, behaglicher, als sie sich seit langer Zeit befunden, sie würde wahrscheinlich wieder eingeschlafen sein, wenn sie nicht das fortwährende Schießen aufgeweckt und wach gehalten hätte. Obentraut's Diener verließ mit zehn Reitern, die zu seiner Bedeckung dienten und unter seinem Befehl standen, den Wald an derselben Stelle, an den ihn Johanna gestern betreten, es war noch nicht ganz helle, aber bis weit hin vor sich sah Johanna fortwährend das Aufblitzen des Pulvers, und immer lauter krachten die Schüsse aus der Stadt herüber.

Der Michel von Obentraut, tollkühn wie immer, bestürmte ohne Geschütz, ohne Infanterie eine, wenn

auch nicht feste, so doch befestigte und gut vertheidigte Stadt.

Johanna kam immer näher, sie war beinahe in gleicher Linie mit dem Nonnenkloster, das ihr zur Rechten lag, der alte Leibdiener führte seine Rosse immer vorwärts.

„Wir kommen doch nicht in's Gefecht?" fragte Johanna ängstlich um ihr Kind besorgt.

„Seid ohne Bangen, edle Frau," erwiederte der invalide Kämpe, „hört Ihr nicht, daß das feindliche Geschütz schweigt? Jetzt wird der Deutsche Michel auf den Mauern sein und alsbald die Thore aufbrechen lassen, seht auf die Reiter da links neben Euch —"

Kaum hatte Obentraut's Leibknecht so gesprochen, als ein einzelner Reiter an ihnen vorüber sauste.

„Victoria!" schrie er schon von weitem den Reitern zu, „Prinz von Altenburg, vorwärts marsch!"

„Vorwärts marsch!" rief die klingende Stimme des jugendlichen Sachsen-Herzogs unter den Trompeten, die zum Angriff bliesen. In gestrecktem Galopp flog die dichte Masse schwerer Reiter dahin,

und verschwand in dem aufgebrochenen, düstern Thore der Stadt.

Der zertretene Schnee wirbelte, der Boden zitterte unter dem Hufschlag der Rosse. „Prag und Hagenau! Prag und Hagenau!“

Es wurde allmählich immer heller, und farblos erschienen die Feuersäulen, die sich hier und dort aufrichteten über den Dächern des unglücklichen Schlettstadt, das die schwere Hand des Deutschen Michels empfinden mußte.

„Was ist das?“ rief plötzlich der Leibdiener Obentraut's, und führte vorsichtig die Packpferde, die Johannen und ihr Kind trugen, bei Seite. — Aufs neue dröhnte der Boden, wilder Schlachtruf donnerte heran, von der Stadt her jagte in vollem Rosseslauf eine geschlossene Colonne kaiserlicher Reiter — Deutsche von Blankarts, und Lombarden von Savelli's Regimente: „viva la casa d'austria!“ Graf Büren führte die wackern Gesellen — sie flogen vorüber.

„Das ist gar gewaltiges Kriegsvolk,“ belehrte Obentraut's Diener Johannen, die ihres Kindes Vater wohl erkannt hatte, und ihm mit racheglühenden Augen nachstarrte, „diese Deutschen und

Lombarden wollen sich niemals geben, haben sich durchgeschlagen drunten, seht, nun hat der Deutsche Michel die Stadt, denn wo die von Blankart und die Lombarden weichen, da ist gar nichts mehr zu thun!"

Es vergingen etwa zehn Minuten, da kam der Deutsche Michel selbst angeritten mit einigen Officieren und etwa dreißig Soldaten. „Potz Prag und Hagenau!" rief er lachend Johannen zu, und zeigte auf eine blutige Wunde in der linken Wange, „schlägt wie ein Bär zu, Euer würdiger Gemahl, edle Frau, wollte mir aber nicht Rede stehen, als ich nach meiner Tochter frug! — Jetzt kommt, Ihr Burschen, Ihr habt von der Stadt nichts genossen, Euch gehört das reiche Nonnenkloster dort, mit allen Nonnen, alt und jungen, vorwärts marsch, Prag und Hagenau!" Jauchzend folgten die Reiter ihrem Führer.

Zehn Minuten später sprengte eine Petarde das Thor des Klosters, und Johanna hielt bald auf dem Klosterhofe neben dem Deutschen Michel, der alle Leute und alle lebenden Bewohner des Klosters hierher zu bringen befahl.

Johanna hatte einen Grund gehabt, den pro=

testantischen Feldherrn darum zu bitten, sie hegte die leise Hoffnung, nicht nur das ihr abgepreßte Entsagungsdocument, sondern auch vielleicht ihre Mutter und den alten Freund Burgstetter hier wieder zu finden, oder doch, durch Obentraut's Hülfe, von den geängstigten Nonnen zu erfahren, was aus ihnen geworden.

Die Obentraut'schen Reiter verbreiteten sich durch das ganze Gebäude, aber, außer einigen alten Mägden, waren im ganzen Kloster keine Nonnen zu finden — an den Altar hatten sie sich nicht geflüchtet, die frommen Himmelsbräute, denn von dort schleppte man bereits heilige Gefäße, Schmuck, Steine, Silber, Gold, Sammt und Seide im reichsten Ueberfluß herbei. —

Zehn bis zwölf schnurrbärtige Reiter, die nach den versprochenen, jungen Nonnen mehr Appetit haben mochten, als nach Gold und Silber, begannen jetzt das heilige Haus systematisch zu untersuchen, überall die Thüren aufsprengend, überall Spuren der Verwüstung hinter sich lassend, gelangten die braven Jungen endlich an eine Flügelthür, deren katholische Solidität allen protestantischen Anstrengungen spottete.

„Es ist eine Schande!" rief ein junger, schmucker Kürassier, „fünfzehn Obentraut'sche Reiter pochen umsonst an eine Thür!"

„Wenn wir nur einen Mönch hier hätten, einen Pfaffen, mit dessen hartem Schädel wir die Flügel einrennen könnten!" seufzte der Witzbold der Schwadron.

„Halt!" sagte jetzt ein Graukopf, dessen Gesicht unzählige Schmarren zierten, „kommt, Ihr Jungen, ich will's Euch lehren, wie man Schlösser öffnet!"

Der alte Kerl zog jetzt sein großes Pistol aus dem Bandelier, untersuchte die Ladung aufmerksam, setzte die Waffe beinahe auf das Schloß, und drückte ab. Der Schuß fiel, der Donner hallte durch die Gewölbe, mit einem wilden Jubelruf sprangen die Küraßreiter durch den Pulverdampf in den Kapitelsaal.

Der Schuß des Graubarts hatte das Schloß zerschmettert.

Die Reiter drangen in den Kapitelsaal, da saßen, es war nun heller Tag geworden, die Nonnen in langer Reihe, und obenan die Aebtissin. Die geistliche Frau erhob sich beim Eintritt der prote=

stantischen Reiter, und donnerte ihnen den geistlichen Bannfluch entgegen, aber nur ein höhnisches Gelächter antwortete ihr, ein Faustſtoß des Graubarts, der die Thür so meisterhaft geöffnet hatte, traf sie gerade unter das Kinn und schloß ihr den Mund, der Reiter warf sie rückwärts in ihren Stuhl zurück, und riß ihr jubelnd das schwere, goldene Prälatenkreuz, das Abzeichen ihrer hohen, geistlichen Würde, von der Brust.

Rohes Gelächter der zügellosen Soldateska, Gewimmer, Weibergekreisch durchhallten den Saal.

Hier zwang ein Reiter die heilige Schwester Schaffnerin, die sich durch ihr mächtiges Schlüsselbund verrathen, ihm den Weg nach dem Keller zu zeigen, dort bekam eine Nonne mit flachem Pallasch gehörige Fuchtel, weil sie sich unterstanden, einen Obentraut'schen Reiter „Räuber" zu schelten, dort jammerten die jungen Nonnen, namentlich unter den kräftigen, höchst ungenirten Liebkosungen der tapfern Krieger.

Gejauchze, Gewimmer, Geschrei, Hülfeflehen, Drohworte, zerrissene Nonnenschleier, abgerissene Wimpel, Rosenkränze, Schwerterklirren und wilder Hussahruf erfüllten den Kapitelsaal — die Obentraut-

schen waren gewohnt, toll zu wirthschaften, namentlich in Klöstern. Der Graubart faßte die Aebtissin, die vor Schreck halb todt war, beim Genick, und schleppte sie hinaus, er wollte ihr, aus reinem Zartgefühl vermuthlich, den Anblick von Scenen ersparen, die allerdings nicht für das Auge einer keuschen Himmelsbraut waren. Aber der gewandte Schlosser schleppte seine Beute nicht weit, nur bis ins nächste Gemach; dort warf er sie zu Boden, setzte seinen schweren, bespornten Stiefel auf ihren Leib, und schrie: „willst Du sagen, alte Hexe, wo Du Dein Geld hast, sprich, oder ich trete Dein morsches Gerippe in tausend Stücke!“

„Erbarmen, Erbarmen, ich will Alles sagen!“ wimmerte die geistliche Frau.

Der Reiter riß sie wieder empor und stieß sie wieder vor sich her, bis beide in dem Gemach angelangt waren, in dem Johanna am Tage vorher so grausam gegeißelt worden war, dort öffnete die Aebtissin einen verborgenen Schrank, in welchem ein schweres, eisernes Geldkistchen stand, dieses mußte die hohe Frau selbst in ihre Arme nehmen, und keuchend unter der Last desselben hinaus tragen nach dem Hofe; sobald sie langsamer zu gehen begann,

beschleunigte ein Stoß mit dem Schwertknauf zwischen die Schultern ihre Schritte.

„Potz Prag und Hagenau!“ schrie der Deutsche Michel, der neben einem hohen Haufen von Beute hielt, „warmes Nest und goldene Eier, Du bringst da wohl die Gluckhenne, Norbert?“

„Und einen Kasten voll Eier, Herr Feldhauptmann!“ antwortete der Reiter, und zwang durch einen derben Stoß die Aebtissin, einen tiefen Diener vor Obentraut zu machen.

„Erbarmen, Gnade, Herr General!“ schrie die geistliche Dame.

„Heute mir, morgen dir,“ antwortete der Deutsche Michel lachend, „Hochmuth kommt vor dem Fall, Untreue schlägt den eignen Herrn, die Rache kommt spät, doch sicher nach, gestern habt Ihr die arme Gräfin Büren schmachvoll geißeln lassen, und sie mit ihrem Säugling bei Nacht und Nebel hinaus gejagt, heute werde ich Euch die Kutte vom Leibe reißen und Euch die Steigriemen geben lassen, bis Euer zartes Nonnenfleisch in Fetzen darum fliegt!“

„Das alte Gerippe hat kein Loth Fleisch am ganzen Leibe!“ scherzte der Graubart.

Ein helles Gejauchze drang aus dem Kapitelsaal herüber, der von Obentraut sah den Graubart fragend an, der drehte sich den Schnurrbart und antwortete: „die Kameraden spielen mit den Küchlein, ich habe Euch die Henne und ihre goldenen Eier gebracht!"

„Denkt an die Rache des Himmels, General, Schonung für dieses Haus und die Himmelsbräute!" flehte die Aebtissin.

„Prag und Hagenau!" antwortete der Deutsche Michel, „was du nicht willst, daß dir die Leute thun, das thue ihnen auch nicht, habt Ihr gestern Erbarmen mit der Gräfin Büren, meiner Freundin, gehabt? he! soll mir das Donnerwetter neunmal in den Leib schlagen, wenn ich die Jungen hindere, mit Euch verdammten Betschwestern zu machen, was sie Lust haben, Ihr Weiber sollt Kinder kriegen und Eure Männer bedienen, Euch aber nicht in ein Kloster setzen und Allotria treiben, meine Jungen werdens Euren Nonnen erleichtern, die Bestimmung des Weibes zu erfüllen, Prag und Hagenau!"

Jetzt rollten sechs bis acht ältere Nonnen und Klostermägde ein ungeheures Stückfaß Wein in den Hof, vornehm anordnend schritten, etwas schwan-

kend, zwei Kürassiere neben her, und erhöhten zuweilen durch einige flache Hiebe die Thätigkeit der Klosterfrauen.

„Herr Feldhauptmann!" riefen sie, „hier ist ein Faß vom Besten, wir haben alle Sorten durchgekostet, Prag und Hagenau!"

„Das merk ich," antwortete der Michel, „zapft an, ich habe Durst, und, ein durst'ger Mann, ein armer Mann!"

Das Faß wurde angezapft, und mit Schaudern sahen die heiligen Christusbräute, daß Michel von Obentraut und seine Gesellen aus den goldenen Abendmahlskelchen ihren besten Wein tranken.

Plötzlich begannen sich Orgelklänge vernehmlich zu machen, wildes Jauchzen mischte sich darein, ein Trupp von trunkenen Reitern hatte die Schwester Cantorin zur Orgel geschleppt, und ihr befohlen, einige Proben ihrer Fertigkeit abzulegen.

„Es trinkt bei Orgelschalle
Den kühlen Klosterwein,
Es tanzt bei Orgelschalle
Soldat und Nönnelein!"

begann der Deutsche Michel mit sonorer Stimme zu singen, und seine Reiter machten jubelnd Chorus.

Johanna sah kalt auf den Tumult um sich, das Kind in ihrem Arme rief sie zur Rache, das gestern noch so weich fühlende Weib hatte kein Mitleid, kein Bedauern mehr.

„Herr von Obentraut!" rief ein in den Hof sprengender Reiter, „der Prinz von Altenburg schickt mich, der Rath hat 20,000 Goldgulden geboten, wenn wir die Stadt nicht anstecken wollten, der Prinz will das Gebot annehmen, der Herr Oberste von Kniphausen aber nicht, Ihr sollt entscheiden!"

„Laßt die Stadt 30,000 zahlen," antwortete der Deutsche Michel, „und sie soll verschont werden, der Prinz ist zu weich, der Soldat muß etwas haben für seine Mühe, der Oberst ist zu hart, wir sind keine Mordbrenner, wie die Krieger der heiligen Liga!"

Der Officier wollte fort. „Halt!" rief Obentraut, „schickt einmal ein halb Mandel gut bespannte Wagen herauf aus der Stadt, wir wollen doch diese Kleinigkeiten hier mitnehmen, was besser ist als eine Laus, das hebe auf und trag nach Haus!"

Der Reiter jagte davon, der Deutsche Michel aber trat zu der improvisirten Sänfte, in der Johanna saß, und sagte: „jetzt werde ich das Verhör

eröffnen, edle Frau, seid nur ruhig, guter Wille vermag viel, und ich habe guten Willen. Potz Prag und Hagenau!"

Johanna nickte, und Obentraut ging zu der Aebtissin zurück.

Während dieser Unterbrechung war der ganze Convent auf den Klosterhof zusammen getrieben worden.

Die alten Nonnen, gleich der Aebtissin verzweifelnd, nicht wenige blutig geschlagen, die jüngern mit zerrissenen Kleidern, halb nackt, bebend und furchtzitternd ihr Schicksal erwartend, das nach den Vorgängen kein besonders angenehmes sein konnte.

Um die heulenden, schreienden, bebenden Himmelsbräute drängten sich die trunkenen, jubelnden Reiter, mit Beute beladen, und kräftige Soldatenscherze mischten sich in das Gewinsel der Klosterfrauen.

„Stellt mir die Jungfern in eine Reihe, Norbert!" befahl Obentraut dem Graubart, der die Schlösser so kunstreich zu öffnen verstand.

Ein furchtbares Hohngelächter erhob sich bei diesem Befehl Obentrauts unter den Reitern. „Hus-

sah!" schrieen sie, „Hussah, die Jungfern in Reihe und Glied, Jungfernparade, die kleine Dicke als linker Flügelmann vor! sie nehmen Dienste bei der protestantischen Union, hussah, die Jungfernschwadron, gebt ihr einen Unterrock als Standarte, die Bucklige kann Standartenjunker sein — macht sie beritten, hussah, die Jungfernschwadron!"

Der Deutsche Michel hielt sich lachend die Seiten, „lustige Jungen, meine Jungen!" keuchte er, und die Thränen standen ihm in den Augen vor Lachen.

Norbert, der Schlosser, wie ihn jetzt alle seine Kameraden nannten, hatte indeß mit Hülfe verschiedener Flüche und verschiedener unsanfter Berührungen die Nonnen in eine leidliche Linie gebracht.

„Der Schlosser soll leben!" brüllten die Kürassiere, „der Exerciermeister der Jungfernschwadron! seht, welch prachtvolle Linie! Schlosser, stoß dort der Alten in die Rippen, der Rekrut steht krumm!"

„Die Aebtissin vor!" commandirte Obentraut.

„Ein Mann vor zum Feldgeschrei!" lärmten die Reiter, und gaben der hochwürdigen Dame einen Stoß, der sie vor die Füße des Deutschen Michels legte. Dieser ließ sie liegen und begann ernsthaft!

„Potz Prag und Hagenau, frische Fische, gute Fische, lügt nicht, denn ich kann das Lügen nicht leiden, und es ist nichts so klar gesponnen, kommt doch endlich an die Sonnen, und wer lügt, der stiehlt, und wer stiehlt, kommt an den Galgen, das merkt Euch, jetzt antwortet, die Antwort muß auf die Frage folgen, wie der Knall auf den Blitz, das merkt Euch! Wie heißt Ihr?"

„Antonie, Gräfin von Büren!" antwortete die Aebtissin bebend.

„Ah! — seid Ihr mit dem kaiserlichen Obersten, Grafen Heinrich Büren verwandt?"

„Ich bin seines Vaters Schwester!"

„Ah! — wer brachte Euch die Gemahlin des Grafen, Eures Neffen, hierher?"

„Der hochwürdige Pater Busenbaum von der Gesellschaft Jesu!"

„Ah! — wo ist der hochwürdige Pater?"

„Er hat gestern das Kloster verlassen, und ist nach Wien zu meinem Bruder gereis't!" weinte die Aebtissin.

Der Deutsche Michel sah, daß sie nicht log, aber er sagte: „Ah! — wer kam mit der Gemahlin Eures Neffen hier an?"

„Ein Kind, eine alte Frau und ein ketzerischer Priester!“

Ah! — wo ist die alte Frau und der ketzerische Priester!“

Die Aebtissin bebte, sie schien sich auf eine Lüge besinnen zu wollen.

„Soll ich Euch eine Antwort aus dem Munde peitschen lassen?“ donnerte Obentraut.

„Sie sind im Klostergefängniß!“ stöhnte die geistliche Dame.

„Holt sie!“ befahl Michel von Obentraut, „Norbert, nimm ein Paar Reiter, begleite die Dame, noch zwei Nonnen gehen mit!“

Einige Nonnen, einige Reiter, Norbert und die Aebtissin zogen ab.

„Hussah!“ schrieen die Kürassiere, „rechts um, schwenkt ein, der Schlosser führt die Streifpartie, vorwärts mit der Patrouille! Was für Patrouille? Jungfernpatrouille! Steh, Jungfernpatrouille!“

Es war ziemlich kalt, aber die Kürassiere wärmte der Wein, die Nonnen froren vor Angst nicht. Während die Aebtissin mit ihrer Begleitung nach dem Gefängniß ging, examinirte Obentraut

die andern Nonnen, und überzeugte sich bald, daß die Aebtissin wirklich die Wahrheit geredet hatte.

Jetzt kamen die Wagen an, die Obentraut bestellt hatte, und wurden von den Reitern mit der reichen Beute beladen, nur einer blieb leer, Johanna bestieg ihn mit ihrem Kinde, nachdem ihr Kunz einen bequemen Sitz zurecht gemacht hatte. Kunz wurde auch zum Kutscher dieses Wagens ernannt.

Endlich erschien auch die Jungfernpatrouille, voran führten zwei Kürassiere die Mutter Johanna's, die kaum zu stehen vermochte und vor Angst außer sich war. Auf einen Wink des Deutschen Michels wurde sie in den Wagen Johanna's gehoben und ihr Wein eingeflößt. Das Erste, was Frau Dedel that, als sie wieder etwas zu Kräften gekommen, war, daß sie ihre Tochter ausschalt, ihre Tochter war an allem Unglück Schuld, das sie betroffen, und doch hatte sie durchaus ihre Tochter begleiten wollen.

Johanna erwiederte keinen Laut auf die Scheltworte der Mutter, die alte Frau keifte noch eine Weile, bis ihr der zahnlose Mund weh that, dann schwieg sie grimmig still, und warf die geringschätzigsten Blicke auf ihre Tochter.

Die Obentraut'schen Reiter nahmen keine Notiz von der würdigen Frau Dedel, denn unter Anführung des Schlossers brachten drei Nonnen den alten Caplan Burgstetter getragen, er war todt. Sie legten die Leiche vor dem Deutschen Michel nieder, und schaudernd traten Nonnen und Soldaten zurück.

Obentraut sah die Leiche genau an, das Gesicht war fast schwarz, der Leib hoch aufgetrieben, er wendete sich ernst zu der Aebtissin.

„Ihr habt diesen Priester mit Gift gemordet, Weib?"

„Nicht ich, ich nicht!" heulte die Domina, „der Pater Busenbaum!"

Der rohe Krieger wendete sich empört ab und rief: „seht, Jungen, so wirthschaften diese Pfaffen, diese heiligen Schurken, das sind die Priester Jesu, merkt's, die Hand nicht vom Schwert, ehe wir diese Pfaffen nicht los sind im deutschen Land!"

Johanna wollte die Leiche ihres alten Freundes noch einmal sehen, Obentraut litt es nicht, er befahl dem alten Kunz fortzufahren.

„Norbert!" herrschte er jetzt dem Schlosser zu, „Du bleibst mit sechs Reitern hier, und läßt von den frommen Jungfern in der Kirche vor dem Altar

das Pflaster aufbrechen, ein Grab graben und den Leichnam des Priesters dort begraben, siehe zu, daß die Frau Aebtissin fleißig mitarbeitet — und Ihr, moderndes Weibsvolk, finde ich bei meinem nächsten Besuche das Grab dieses Ehrenmannes verletzt, so laß ich der Hälfte von Euch den Bauch aufschlitzen, und die andere Hälfte an den Gedärmen aufhängen, so wahr ich Michel von Obentraut heiße!"

Nachdem er also kräftig geredet, schwang er sich auf sein schwarzbraunes Streitroß und jagte davon. Der Schlosser aber erfüllte buchstäblich den Befehl, keine Nonne grub so fleißig an dem Grabe des braven Burgstetter, als die hochwürdige Frau Aebtissin.

## VII.

Du bist mir meine Sonne,
Mein Stern in lichtem Schein,
Du bist eine süße Rose,
Still an dem Herzen mein. —

Und wenn erbleicht die Sonne,
Verlischt der Sterne Schein,
Sollst du an meinem Herzen
Meine stille Rose sein.

Dir klag ich, was mich quälet,
Was mir im Herzen schreit,
Mein Tiefstes und mein Stillstes,
Mein ewig Herzeleid.

Du, du kannst Alles hören,
Du süße Blume mein,
Du sollst an meinem Herzen
Meine stille Rose sein!

Da wo der Schwarzwald seine letzten Vorberge wie verlorne Posten hinausschiebt in's schöne Schwa-

benland, unfern des Reischachflüßchens, dessen Gemurmel wie ein schwäbisch Lied klingt, liegt, oder lag vielmehr in der Zeit unserer Erzählung ein stattliches Herrenhaus, das den Namen eines Schlosses mit weit größerer Berechtigung hätte führen können, als wie hundert der armseligen Dinger, die heute als Schlösser figuriren. Genug, das Schloß der Freiherrn von Landschaden hieß Haus Flammersheim, und seine Besitzer nach ihm „die Landschaden von Flammersheim."

Mochte wohl in damaliger Zeit der Landschaden mehrere geben, und zwar gefährlichere, als die von Flammersheim, denn die beiden Brüder, Anton und Edelwald von Landschaden, denen das Herrenhaus gegenwärtig gehört, sind ein paar ganz harmlose, unbedeutende Leute. Einst waren die Landschaden ein mächtiges Dynastengeschlecht gewesen im Rheingau und in Schwaben, damals hatten sie das stattliche Flammersheim gebaut, denn sie besaßen in der Umgegend Burgen genug zu Schutz und Trutz im Fall der Noth — jetzt aber war's anders geworden, Haus Flammersheim war die einzige Besitzung der Familie, und die wenigen Acker Landes ringsum waren schwer verschuldet. Heerdegen von

Landschaden, aus dem Hause Flammersheim, hatte die Familie ruinirt, denn der wilde Gesell hatte zum tollen Uz gehalten, dem Herzoge von Würtemberg und Teck; wie Jener sein Herzogthum, hatte der Landschaden seine Güter eingebüßt, nur mit dem alleinigen Unterschied, daß die Nachkommen des tollen Uz ihr Herzogthum wieder erlangt hatten, seine Nachkommen ihre Güter aber nicht. Seit der Zeit war der Ruin immer bedenklicher über die Familie hereingebrochen, und gegenwärtig besaßen die beiden Brüder, Anton und Edelwald, buchstäblich nichts weiter als das hochverschuldete Haus Flammersheim, Anton's einziger Sohn aber stand als Officier bei dem kaiserlichen Kürassierregimente von Blankart.

Haus Flammersheim ist ein großes, graues Gebäude, dreistöckig, im regelmäßigen Viereck gebaut, einen großen, gepflasterten Hof umschließend, in dessen Mitte, über einem sandsteinernen Bassin, sich eine Najade erhob, aus deren Brüsten sonst Wasserstrahlen spritzten, die aber nun längst versiegt waren. Man trat in diesen Hof durch das große Portal auf der Südseite, über welchem das Wappen der Landschaden, eine Harfe und ein gekrönter Grei-

fenkopf, einst prangte, jetzt aber, von der Witterung halb zerstört, nur noch in gebrechlichen Ruinen vorhanden war. Das alte Gebäude machte einen traurigen Eindruck auf den Besucher, denn da es viel zu groß war für die Verhältnisse der gegenwärtigen Besitzer, so herrschte eine öde Stille darin; drei Viertheile der Fenster waren mit morschen Brettern verschlagen, kaum ein Sechstheil der zahlreichen Zimmer und Säle dürftig meublirt — Gras wuchs zwischen den gewaltigen Steinplatten, mit denen der Hof belegt war, Staub bedeckte die öden Gänge und Corridore, laut hallte jeder Ton wieder in der steinernen Wüstenei. Die Gebrüder Landschaden bewohnten ganz allein ihr Stammhaus, denn, den einzigen, alten Knecht ausgenommen, der den kleinen Gemüsegarten bebaute, brauchten sie keine Dienerschaft, da sie weder Pferde noch Jagdlivrée, weder Küche noch Kellerei hielten. Die beiden Brüder lebten einfach zusammen, sie waren Männer längst über das Halbschied der Hunderte hinaus, ihre Küche besorgte Fräulein Agnese von Landschaden, das vierzigjährige Töchterlein des Freiherrn Edelwald — diese arme adelige Familie aß das ganze Jahr lang nichts als Hühner, Eier, Gänse,

Schinken, Wurst und Brod — aus dem einfachen Grunde, weil sie nichts hatte als die Zinshühner, die Zinseier, die Zinsgänse, die Zinsschweine und das Zinskorn aus dem Dörfchen Flammersheim, das die Freiherrn von Landschaden als seine Erb-, Lehn- und Gerichtsherren zu respectiren hatte. Die guten Flammersheimer gaben diesen Zins gern und reichlich, erstlich, weil es doch gar zu traurig war, daß ihre gnädige Herrschaft so gar herunter gekommen im Lauf der Zeiten, dann aber auch, weil Fräulein Agnese eine gar zu liebe Dame war, die mit den Bauern redete wie mit ihres Gleichen, und seit beinahe fünfundzwanzig Jahren bei allen Kindern, die im Dorfe geboren wurden, Gevatter stand, was sich die ehrlichen Dörfler zur höchsten Ehre schätzten.

Jetzt wird sich Niemand wundern, wenn wir behaupten, daß zur Zeit des dreißigjährigen Krieges Fräulein Agnese von Landschaden die größte Meisterin in Bereitung von Eierspeisen aller Art gewesen.

Lange Jahre hatten die beiden Brüder und Fräulein Agnese friedlich auf dem letzten Erbe ihrer Väter gesessen, niemand hatte sie gestört, denn der

wilde Wolfram, Anton's Sohn, hatte die Heimath seit zwanzig Jahren nicht besucht, ihm behagte es nicht bei den Eierspeisen seiner Base, er war ein zorniger, schwarzbärtiger Reiter, dem seines Hauses Verfall am Herzen fraß, weil er gern gelebt hätte in Saus und Braus.

Anfänglich hatte es wohl zu den Lieblingswünschen der beiden greisen Brüder gehört, ihre Kinder mit einander zu verheirathen, vermuthlich um die Reichthümer ihres Hauses zusammen zu halten, da aber weder Fräulein Agnese noch Freiherr Wolfram Lust dazu hatten, so war dieser Plan aufgegeben; Agnese sollte nun einen reichen Mann heirathen, und Wolfram eine noch reichere Erbin, jedenfalls wäre dadurch der Familie Landschaden geholfen worden, und an guten Wünschen fehlte es nicht, denn alle Flammersheimer wünschten ihrem lieben, gnädigen Fräulein Gevatterin den schönsten und reichsten Mann in der ganzen Christenheit, sie hätten's nicht übel genommen, ganz und gar nicht, wenn der römische König in eigener Person gekommen wäre, und hätte ihr Fräulein heimgeholt als sein kaiserliches Gemahl — aber Fräulein Agnese

war vierzig Jahr alt geworden unter diesen frommen Wünschen.

Je stiller es war für gewöhnlich in Haus Flammersheim, desto mehr Aufsehen machte jedes Geräusch, und im November 1622 wären die beiden alten Brüder eines Abends fast des Todes gewesen vor Schreck, denn ein Trupp kaiserlicher Reiter hielt plötzlich vor dem Hause, und der Anführer verlangte den Freiherrn Anton von Landschaden zu sehen und ihm ein Schreiben zu übergeben. Mit Mühe buchstabirten die Freiherrn ein Schreiben Wolframs, das also lautete: „Mein lieber Herr Vater, ich sende Euch anbei zwei Mädchen — ein Kamerad von mir, der Oberste von Savelli's lombardischen Küraßreitern, hat mich gebeten, sie ihm aufzuheben — Ihr sollt sie gut halten, aber nicht vom Haus lassen ohne was Schriftliches von mir, oder dem Grafen Heinrich Büren. Da ich weiß, wie schlecht es leider steht mit denen Finanzen unseres edeln Hauses, so verargt Ihr mir es nicht, mein Herr Vater, daß ich Euch einen Beutel mit zweihundert Stück kleinen Thalern mitsende (wir haben heute Löhnung erhalten), daß ihr keine Unkosten habt mit den Mädchen. Ich grüße den Herrn

Oheim Edelwald, so wie meine Muhme Agnese geziemend, fürnehmlich aber Euch, mein Herr Vater, dessen Tage die Heiligen beschützen mögen, das ist der Wunsch Eures Sohnes, Wolfram Freiherr von Landschaden, Kaiserl. Maj. Rittmeister bei von Blankarts Kürassieren." Der Wachtmeister hatte darauf dem Freiherrn eine versiegelte Börse gegeben, hatte zwei Mädchen ins Schloß geführt, und war mit seinen Leuten, ohne Rast zu machen, davon geritten.

Die beiden Mädchen waren, der Leser wird es längst errathen haben, Fräulein Gertrude von Obentraut und ihre Freundin Käthchen.

Dieses unvorhergesehene Ereigniß hatte zu mancherlei Veränderungen in Haus Flammersheim Anlaß gegeben, zweihundert kleine Thaler waren viel Geld damals, und zwei junge Mädchen waren wohl geeignet, eine Revolution in einer Flammersheimschen Wirthschaft hervorzubringen. Indeß hatte sich Alles noch ziemlich günstig gestaltet. Fräulein Agnese war die Herzensfreundin der jungen Mädch n geworden, und bemutterte sie mit großer Liebe; d e beiden alten Freiherrn hatten ihre wahre Freude an den jungen Dingern, und dachten mit einigem Kummer an eine Trennung von ihnen. Längst

wußten sie, daß Fräulein Gertrude eine von Obentraut sei, eine Tochter des „Deutschen Michels,“ und sie billigten keineswegs den Raub, den Graf Büren begangen. Sie hatten das auch dem Freiherrn Wolfram geschrieben, und ihn gebeten, die Tochter dem Vater zurückzugeben, aber sie hatten noch keine Antwort erhalten. Es waren Kriegszeiten. So war der März gekommen, und Gertrude, so wie Käthchen, waren fast ein halbes Jahr in Haus Flammersheim, beide hatten schon unzählige Male Gevatter gestanden, und unzählige Eierspeisen von Fräulein Agnese bereiten gelernt — beide Mädchen waren wieder recht lustig geworden, nur Käthchen sehnte sich zuweilen nach ihrer heimathlichen Mühle; auch Gertrude, obwohl sie noch oft an den braven Wolf dachte, war heiter, sie war viel zu jung, ihr ganzes Wesen zu natürlich, als daß sie sich lange hätte einem hoffnungslosen Liebesschmerz, der ihr überdem von dem guten Käthchen mehr eingeredet als aus dem Herzen gekommen war, hingeben können.

Der heutige Märznachmittag war gar zu freundlich, die drei Mädchen trugen mit vereinten Kräften eine alte Bank hinaus unter das Portal, und saßen

bald plaudernd in der warmen, weichen Lenzluft, während die beiden Freiherrn in ihren alten, wurmstichigen Lehnstühlen schliefen.

Die drei Mädchen sahen wirklich seltsam lieblich aus auf ihrer gebrechlichen, dreibeinigen Bank, die Gott zu danken schien, daß sie einen Stützpunkt fand an der grauen Wand von Haus Flammersheim. Wenn man die drei Mädchen zusammensitzen sah, so mußte das Auge nothwendig zuerst auf Fräulein Agnese fallen, nicht der gereiften, vierzigjährigen Schönheit halber, denn das gute Fräulein war sehr lang, sehr mager, sehr blaßgelb, hatte sehr kleine, graue Aeuglein, und einen sehr großen, mit wenigen gelblichen Zähnen dürftig armirten Mund, nein, Fräulein Agnese hatte nur eine schöne Seele, und da man die Seele bekanntlich nicht von Weitem sehen kann, so war es nicht die Schönheit, welche die Augen des Vorübergehenden unwiderstehlich auf Fräulein Agnese hinzog. Das gute Fräulein trug nämlich ein schweres, gelbes Sammetkleid, das ihre hagere Gestalt vom Knöchel bis zum Kinn züchtig verhüllte, und durch seine zahlreichen Falten auch nicht die Ahnung irgend einer Körperform schimmern ließ. Dieses gelbe Sammetkleid nun war

aus den prachtvollen Tapeten gemacht, die einst ein Putzzimmer des Hauses schmückten; wir, die wir mit den Finanzen des hochfreiherrlichen Hauses ziemlich bekannt sind, wissen, warum das gute Fräulein die Wände ihres Ahnenschlosses berauben mußte, um das unschöne Gehäuse ihrer schönen Seele zu bekleiden. Nun aber wollte es das Unglück, daß in diese Sammttapete eine lustige Jagdscene mit grüner und rother Seide, mit Silber und Gold eingewirkt war, während also die jungfräuliche Brust Agnesens ein Eichbaum mit seinen grünen Blättern, in denen eine Menge goldener und silberner Vögel flatterten, beschattete, jagten Hirsche und Rehe, Hasen und wilde Schweine über ihren Schooß, verfolgt von grimmigen Jägern mit Bogen und Spieß, die eben über Agnesens Knie heraufkamen. Sah man das ernste, blasse, altjungferliche Gesicht mit der langen, spitzen Nase und den kleinen, grauen Aeuglein, dicht umschlossen von einer enganliegenden, schwarzen Sammthaube, sah man dieses Gesicht über den lustigen Jagdscenen, so blieben aller Augen nothwendig auf der wunderlichen Figur haften.

In Parenthese bemerken wir, daß alle Flam-

mersheimer das eine Kleid des Fräuleins sehr prachtvoll und schön fanden.

Auf der einen Seite neben Agnese saß die schlanke Gertrud mit ihrem guten Gesichtchen, mit den schönen, blauen Augen und dem schweren, schlichten, goldblonden Haar, das sie heute in zwei solide, dicke Zöpfe zusammengeflochten hatte, die ihr vorn über die Schulter bis auf die Taille herabfielen, dort, mit blauen Bändern geziert, ihren schmalen Händchen zum Spielwerk dienten. Fräulein Gertrud trug noch immer die Kleider Teni's, der verstorbenen Schwester Käthchens, den kurzen, bunten, wollenen Rock, die blauen Strümpfe mit rothen Zwickeln, die plumpen, breiten Schuhe, das rothe Mieder und den schneeweißen Hemdkragen breit darüber gelegt. Auf der andern Seite Agnesens saß das frische, runde Käthchen, ganz wie ihre Freundin gekleidet, mehr Lebhaftigkeit in ihrem unstreitig schönern, aber nicht so feinen Gesichtchen, mehr Feuer in den hellen, braunen Augen, mehr Beweglichkeit in der Manier, das schöne, braune Haar fein geflochten, und am Hinterkopf wie ein Nest befestigt.

Lange hatten die drei Frauenzimmer in die,

wenn auch noch kahle, so doch von der Märzsonne prächtig beleuchtete Gegend schweigend hinaus gesehen, sie hatten die ersten Frühlingslüfte durstig getrunken, und sich mit ganzer Seele dem Eindruck hingegeben, den der Anblick der erwachenden Natur alle Mal auf ein Mädchenherz macht. Ahnungen, Wünsche, Sehnen und Hoffen war, wie immer, laut geworden in der Mädchenbrust, und beängstigte sie etwas, nur Fräulein grüßte mit ruhiger Freundlichkeit jene süßen Regungen, denen sie zwar, vierzig Mal getäuscht, nicht mehr traute, sie aber wie liebe, alte Bekannte, alljährlich zur Lenzzeit willkommen hieß.

Gertrud seufzte, Agnese sah ihre junge Freundin lächelnd an, sie kannte ja längst das Gefühl, das diesen Seufzer erpreßte, und eine schöne Thräne schimmerte einen Augenblick in ihrem Auge. —

Die Landstraße führte unfern des alten Edelsitzes vorüber, aber man konnte sie von dort aus nicht übersehen, weil sie in einer tiefen Schlucht hinlief, plötzlich nun drangen einzelne Lautentöne herauf aus dieser Schlucht — die Mädchen horchten hoch auf — eine kräftige Stimme begann zu

singen und begleitete sich mit der Laute. Man vernahm folgende Strophen:

„So will ich nimmer ruhen
Und suchen bis zum Grab,
Bis ich mein süßes Liebchen,
Mein Lieb' gefunden hab!

Sie ist von mir gezogen
Weit über's Meer so weit,
Und hat mir nichts gelassen
Als tiefes Herzeleid!

Sie ist von mir gegangen
Und nahm mein Herze mit,
Das muß ich immer suchen,
Ich find' es aber nit!"

Als die Stimme zu singen begann, war Trudchen bald bleich, bald roth geworden, sie hatte sich zurückgelehnt auf der Bank, hielt die Händchen vor das Gesicht, und helle Thränchen drangen durch die schmalen, geschlossenen Finger. Käthchen aber war aufgesprungen und im vollsten Laufe der Schlucht, durch welche die Landstraße ging, zugeeilt — umsonst hatte ihr Fräulein Agnese verwundert nachgerufen — als die letzten Töne des eben erwähnten Liedes verklungen waren, stand Käthchen am Rande des Hohlweges und schrie mit lauter Stimme: Wolf, Bruder Wolf!"

Ein heller Ruf antwortete, und eine Secunde später sah Fräulein Agnese einen jungen Mann aus der Schlucht heraufspringen und Käthchen aufs zärtlichste umarmen und küssen. Trudchen wischte sich hastig mit der verkehrten Hand die Thränen aus dem Angesicht, „es ist Käthchens Bruder," sagte sie rasch, ergriff die Hand Agnesens und schritt mit ihr bebend und erröthend dem jungen Wolf entgegen. Dieser riß sich alsbald aus den Armen seiner Schwester, „mein liebes, gnädiges Fräulein!" schrie er in einem Uebermaaß von Entzücken, „mein liebes, gnädiges Fräulein, hab ich Euch endlich gefunden?" dann fiel er auf beide Kniee nieder vor Gertruden, erfaßte die beiden Hände des purpurisch erglühten Fräuleins, und küßte sie mit einer so unverkennbar tiefen Leidenschaft, daß Gertrud, von diesen brennenden Küssen mächtig ergriffen, sich kaum mehr aufrecht zu erhalten im Stande war.

Erschrocken stand Fräulein Agnese von Landschaden dabei.

Endlich faßte sich Gertrud, „steht doch auf, Wolf, steht doch auf!" bat sie leise mit ihrer so seltsam weichen Stimme.

Wolf erhob sich rasch, machte eine tiefe Ver-

beugung vor dem alten Fräulein, und sah seine Schwester Hülfe bittend an.

„Es ist Wolf, mein Bruder Wolf, liebes Fräulein!“ sagte Käthchen jubelnd. —

„Seid mir willkommen in Flammersheim!“ entgegnete Agnese freundlich zu Wolf gewendet.

„Ich habe sie so lange nicht gesehen, gnädige Frau,“ sprach Wolf, wie seine Heftigkeit entschuldigend, „ich habe sie so lange gesucht, unser liebes, gnädiges Fräulein, und meine Schwester Käthchen!“

Fräulein Agnese ward sehr blaß, als sie sich „gnädige Frau“ nennen hörte, das arme, alte Mädchen wäre so gern Frau gewesen, aber gut und leise antwortete sie: „ich bin nicht verheirathet, wollt Ihr nicht mit uns eintreten?“

Man ging nach dem Schloß, nur Käthchen plauderte, Trudchen konnte nicht sprechen, weil sie ein seltsam Gefühl daran hinderte, Wolf war sehr verlegen, Fräulein Agnese eilte, sie konnte der Bewegung noch nicht Herr werden, die ihr die Anrede „gnädige Frau!“ verursacht.

Wolf saß bald auf der gebrechlichen Bank am Portal, Käthchen saß neben ihm, aber nicht wie

einst in der Mühle saß Fräulein von Obentraut auf der andern Seite, das Fräulein stand etwas rückwärts, ihr Köpfchen war gesenkt, die langen Wimpern wie Vorhänge über die Augen gezogen, Gertrud pflückte verlegen an ihren Zöpfen.

Als Fräulein Agnese mit einem steinernen Bierkrug und einem hölzernen Teller voll Schinken und Brod zurückkehrte, fand sie ihre beiden jungen Freundinnen weinend, Wolf hatte eben erzählt, daß er am Morgen nach ihrer Entführung nach der brennenden Mühle gekommen, und den alten braven Erbmüller todt gefunden habe, er hatte erzählt, daß er seitdem unablässig nach dem lieben, gnädigen Fräulein und der Schwester gesucht, daß im vergangenen Monat auch seine Mutter gestorben sei, und die einsame Mühle im Waldthale jetzt verlassen in Trümmern liege. Die gute Agnese weinte schwesterlich theilnehmend mit, als sie erfahren, welche Trauerbotschaften Wolf gebracht, aber mit Thränen im Auge unterließ sie doch nicht, Käthchens Bruder zu bitten, daß er tüchtig essen möge und trinken — und, sollte man's glauben? der Wolf, trotz seiner leidenschaftlichen Liebe zu seinem lieben, gnädigen Fräulein, aß und trank wie ein

rechter Wolf, ein zärtliches Fräulein von heute hätte ihm alsbald den Abschied gegeben, denn man scheint in unsern Zeiten zu glauben, daß die wahre Liebe den Appetit verderben müsse — dazumal aber liebte man noch nicht mit dem Magen, und Fräulein Gertrud war dem schmucken Burschen gewiß herzlich gut, troß seines sehr anständigen Appetites.

Als Wolf gegessen und getrunken bis nichts mehr da war, erklärte er, daß er nun alsobald aufbrechen werde, um dem Vater Gertrud's Post zu bringen, denn mehr, als er es sich merken lasse, liege ihm das Verschwinden seiner Tochter am Herzen, und er sei seit der Zeit noch einmal so hart und zornig geworden. Vergebens lud Fräulein Agnese den jungen Mann ein, wenigstens eine Nacht über in Haus Flammersheim zu bleiben, vergebens bat Käthchen; Wolf wäre gern geblieben, ach so gern, aber er wollte, Trudchen solle ihn bitten, und Trudchen, sie hätte so gern, so sehr gern gebeten, aber es war ihr nicht möglich, ein Wort zu sagen. Wolf empfand tiefen Schmerz darüber, er betrübte sich über Gertrud's einsylbige Antworten, über ihr scheues, schweigsames Wesen; der gute Junge wußte

nichts von den oft so plötzlichen Veränderungen in den Gefühlen eines stillen, sanften Mädchens.

Wolf nahm Abschied, kalt reichten sich die beiden Menschen, die sich so recht von Herzen gut waren, die Hände, sie schieden und sahen sich nicht einmal an dabei, denn Gertrud wendete das Köpfchen zur Seite, und hastig sprang Wolf davon, es sollte Niemand seine Thränen sehen. Käthchen aber schalt ernsthaft auf die Freundin, daß sie so kalt gewesen gegen den Bruder, den Bruder, der doch ein so guter, herzensguter Junge war. Das konnte aber Gertrud nicht ertragen, sie begann so heftig zu weinen und so laut zu schluchzen, daß dem guten Käthchen bange ward, und sie alle ihre Ueberredungskraft aufbieten mußte, um die trostlose Freundin nur wieder einigermaaßen zu beruhigen. Als ihr das endlich gelungen war, fragte sie: „aber, lieb Trudchen, wenn Du ihm wirklich so gut bist, warum hast Du ihn denn nicht gebeten, hier zu bleiben?" und mit dieser einzigen Frage hatte das treuherzige Mädchen wieder Alles gestört, was sie mühsam aufgebaut hatte, denn aufs Neue begann Gertrud zu weinen, und Käthchen mußte ihre ganze Geduld zusammen nehmen, Trudchen erwiederte kein

Sterbenswörtchen mehr, sondern weinte nur heftiger, je mehr sich Käthchen Mühe gab, sie zu trösten. Endlich gab Käthchen alle Hoffnung auf, dachte an ihre todten Aeltern und begann nun auch zu weinen, und so weinten die Mädchen zusammen, bis sie sich recht satt geweint hatten, dann hörten sie auf, trockneten die Augen, und Käthchen konnte am selben Abend schon wieder lachen, während Trudchen noch immer ein allerliebst betrübtes Gesichtchen machte.

Ganz wunderlich aber trieb's Fräulein Agnese an diesem Tage, die, sonst die Ordnung selbst, stellte Alles falsch, vergaß eines übers andere, verbrannte sogar die Rühreier, was ihr seit sechsundzwanzig Jahren nicht passirt war, und murmelte immer für sich „gnädige Frau! gnädige Frau!" wobei ihre spitze Nase immer spitzer, ihr großer Mund immer größer, ihr blasses Gesicht, vor inniger, heimlicher Freude, aber immer blässer wurde.

Der arme Wolf schritt indeß, von tiefem Liebesgram übermannt, so hastig ins Land hinein, daß es das Ansehen hatte, als wolle er einem grimmigen Verfolger entrinnen.

# VIII.

„Da fragte er die Bleiche:
Wer hat Dir was gethan?
Drauf bat er ernst die Bleiche:
O wähle mich zum Mann!
Und sagte zu dem Knaben:
Nimm mich zum Vater an!
Dann hat er gefeiert im Donner der Schlacht
Eine seltsam=blutige Hochzeitnacht!“

„Steh recht auf, thu's Maul auf, hör bald auf!“ brummte der Deutsche Michel, und durchklirrte zum zwanzigsten Male wenigstens den alterthümlich geschmückten Saal des gräflich Sulzbach'schen Schlosses Holtsohl, das er gegenwärtig als Hauptquartier inne hatte. Das gutmüthige Gesicht

des kühnen Reitergenerals war noch röther als gewöhnlich, und die großen runden, blauen Augen hefteten sich oft mit einer seltsamen Verlegenheit im Blick nach Johannen, die mit ihrem Knaben im Fenster saß, und sich Michel von Obentraut's unruhiges Wesen gar nicht zu deuten wußte. Schon dreimal hatte der Sieger von Hagenau seinen Pallasch ins Gehenk gesteckt, aber dreimal hatte er ihn wieder auf den Pfeilertisch geworfen und einen gewaltig tiefen Zug aus dem mächtigen Weinkruge gethan, jetzt steckte er den Pallasch zum vierten Male ins Gehenk, zupfte die Feldbinde zurecht, ergriff den Hut mit den schwarzen Federn, und trat dicht hin vor Johanna. „Wer nicht wagt, gewinnt nicht!“ murmelte er leise, aber ganz leise, und schlug den Blick seiner Augen, denselben Blick, der allen Chancen des Gefechtes zu folgen gewohnt, nieder vor dem fragenden Blick aus Johanna's Augen.

„Was wünscht Ihr, Herr von Obentraut?“ fragte Johanna aufstehend.

Johanna war eben so groß wie der „Deutsche Michel,“ stark, kräftig und voll, wie wir wissen, gebaut, das weiße Spitzenhäubchen um ihr volles,

jetzt so bleiches, Antlitz, die schmale Halskrause, zierlich geglockt, um den schönen, leise gebog'nen Hals, das graue Seidenkleid um den großen, üppig-entwickelten Körper, die kleine Hand unter der Spitzenmanschette, die, breit aufgeschlagen, fast den ganzen Unterärmel bedeckte — o ja, Johanna war schön genug, um den verlegen zärtlichen Blick des „Deutschen Michels" erklärlich zu finden, und der kräftige Knabe — er erhöhte noch die Schönheit seiner Mutter.

Schon zum vierten Male fragte Johanna, „was wünscht Ihr, mein Herr von Obentraut?" aber sie fragte immer verlegener, denn sie errieth mit weiblichem Scharfblick das, was der Deutsche Michel vergebens zu stottern versuchte.

„Sollen mir neuntausend Teufel auf einmal in den Leib fahren!" begann der Deutsche Michel zu fluchen, als er auch dieses Mal nichts zu sagen im Stande war, „wer nicht wagt, der nicht gewinnt, ein gutes Wort findet eine gute Statt, Rom ist nicht in einem Tage gebaut, auf einen Hieb fällt kein Baum, eine Schwalbe macht keinen Sommer —"

Alle diese Sprichwörter polterte Herr von Oben-

traut so hastig und mit einer so lächerlichen Verlegenheit heraus, daß Johanna unwillkürlich lächeln mußte, aus dem Lächeln kam sie ins Lachen, und nun begann der Deutsche Michel vor Wuth so toll zu lachen, daß der armen Frau ganz ängstlich dabei wurde, sie nahm sich zusammen, und beschloß, der peinlichen Verlegenheit des braven Kriegers ein Ende zu machen.

„Ihr wolltet mir vermuthlich etwas sagen, mein lieber Herr von Obentraut?“ fragte sie schüchtern und gütig.

„Potz Prag und Hagenau! das wollt ich!“ rief Obentraut erfreut.

„Betrifft es mich vielleicht?“ fragte Johanna weiter, und ihr blasses Gesicht unterzog sich mit tiefem Scharlach.

„Ja, so wahr ich Michel von Obentraut heiße, es betrifft Euch!“ schrie jetzt der entzückte Sieger von Hagenau.

Johanna schwieg jetzt, Obentraut aber auch.

„Was ists denn?“ fragte Johanna endlich ganz leise.

„Donner und Wetter! hm! oh! Teufel! Prag und Hagenau!“ stotterte der wilde Krieger, und

drehte sich verlegen auf seinen Hacken herum, endlich faßte er Johanna's Hand, schüttelte sie derb und ließ sich plötzlich mit einem Anstande aufs Knie nieder vor der Dame, den man dem korpulenten Herrn gar nicht zugetraut hätte.

Mehr nachdenklich als verlegen sah Johanna auf ihren knieenden Ritter, der ihr die Hand küßte, dann aber in verzweifelter Verlegenheit aufsprang und nicht einmal ein Sprichwort wußte.

„Wollt Ihr der Vater dieses Kindes sein?“ fragte Johanna endlich, die inniges Mitleid mit der Verlegenheit des armen Ritters hatte.

„Potz Prag und Hagenau!“ schrie er nun jubelnd, „ja, das will ich, und wenn sie ihn nicht Graf von Büren nennen wollen, so sollen sie ihn Herrn von Obentraut nennen, diesen Jungen, so wahr ich der „Deutsche Michel“ bin, und Ihr sollt Frau von Obentraut sein, das wollte ich Euch sagen, und wollte mir nicht aus der Kehle, schlagt ein, Johanna, ich hab' Euch herzlich lieb, und Ihr sollt mir meine gute Hausfrau sein!“

Da gab Johanna ihre Hand dem braven Michel von Obentraut, der sie nun umarmte und sie

zweimal als seine Braut auf Mund und Wange küßte nach altem Brauch.

Schon seit der Nacht, in welcher er Johannen mit ihrem Kinde im Walde bei Hagenau gefunden, hatte der Deutsche Michel ein Auge auf das schöne Weib gehabt, Johanna hatte durch ihr ernstes, würdiges, sich immer gleich bleibendes Betragen sein Herz nach und nach ganz erobert, denn seit den Scenen im Urselinerinnenkloster bei Schlettstadt hatten sich die beiden, nun Verlobten, nicht von einander getrennt.

Wo sollte auch die arme Johanna hin, die nirgends vor der erbitterten Wuth ihrer Feinde sicher war; der von Obentraut aber konnte seine deutsche Natur nicht verläugnen, ein so tüchtiger Soldat er war, so sehr er sich an das wilde, lustige Kriegsleben gewöhnt hatte, so konnte er doch ein echt deutsches Gelüste nach Haus und Hof, nach Weib und Kind, nicht unterdrücken, und seitdem er erfahren, daß man ihm seinen Edelhof in Geispitzheim niedergebrannt, seinen Bruder und seine Schwägerin erschlagen, und endlich auch seine Tochter gestohlen habe, seitdem wollte es ihm oft schier unheimlich werden in den Kriegslagern, denn das war

eben das Wunderliche in dem Wesen des Deutschen Michels, daß es ihn daheim nicht litt auf seinem Schloß bei Weib und Kind, daß ihn von dort weg jeder Trompetenklang unwiderstehlich ins Gefecht lockte, daß er aber, war er einmal draußen im Feld, an nichts lieber dachte als an sein kleines Schloß, an sein kleines Mädchen, an den Jäger Robert und an Gott weiß was sonst noch für heimathliche Dinge, nach denen er in den Stunden der Ruhe ein so recht deutsch=gemüthliches Heimweh haben konnte. Dieses deutsche Gefühl für Weib und Kind war es wohl auch vorzüglich, was ihn bewog, der armen Johanna seine Hand und seinen Namen anzubieten — die arme Johanna hatte ja nicht einmal einen Namen mehr, denn nach dem Vorgefallenen, und besonders seitdem sie zum Protestantismus übergetreten war, betrachtete sie sich ganz und gar geschieden von ihrem Gemahl, und durfte, nach Aussage zweier Prediger protestantischer Confession, Herr von Obentraut hatte sich genau erkundigt, ohne alles Bedenken zu einer zweiten Ehe schreiten.

Im Felde ist man nicht gewohnt, viel Umstände zu machen, und Johanna gab Obentraut's

stürmischen Bitten alsbald nach; der protestantische Feldgeistliche, Magister Beierlein, wurde bestellt, Obentraut lud den Prinzen Friedrich von Altenburg, den Obersten von Kniphausen, den Oberstwachtmeister von Dranberg, den Oberstwachtmeister von Dohna und noch einige Officiere seines Regimentes zu Trauzeugen und Hochzeitgästen ein, und betrieb Alles mit einer solchen Hast und mit solcher Eile, daß in Zeit von zwei Stunden alle Vorkehrungen getroffen waren.

Johanna schien das Loos zu haben, stets sehr schnell an den Altar zu gelangen, manches Fräulein wird sie dieses Geschicks wegen beneiden.

Drei Stunden nach seiner Werbung war Michel von Obentraut im Besitz der von ihm geliebten Frau, und die arme Johanna hatte sich und ihrem namenlosen Kinde den geachteten und gefürchteten Namen Obentraut gegeben. Die gebetenen Trauzeugen und Hochzeitgäste hatten das junge Ehepaar zeitig allein gelassen, und tiefe Stille herrschte in dem gräflichen Schlosse Holtsohl und um dasselbe.

Mitternacht war nahe, der Mond sollte um ein Uhr aufgehen, als ein Mann eilig über das

offene Feld lief, was vor dem Busche war, der das gräfliche Schloß zum Theil bedeckte. Der Mann schien sehr eilig zu sein, er schien sich schon gewaltig angestrengt zu haben im Laufe, denn weithin hörte man das schwere Keuchen seines Athems, auch der Posten im kleinen Gehölz hörte den Laufenden herankeuchen und sah ihn auch, er wunderte sich und fragte, als der Laufende nahe genug war, endlich: „Wer da!" „Gott sei Dank," stöhnte der Ankommende: „Pilger, erkenne mich, ich bin der Wolf, der Feind ist mir auf den Fersen, von allen Seiten, Blankart, Savelli, Trzenberg, Meran, sie wollen uns überfallen!"

Keuchend stand jetzt Wolf vor dem Posten still. —

„Hörst Du?"

Ein dumpfes Pferdegetrappel war einem geübten Ohr ganz vernehmlich, der Küraßier feuerte sein Pistol ab, und allarmirte durch diesen Schuß die Postenkette, Wolf rannte dem Dorfe zu, um dem ersten Officier zu rapportiren. Oberst von Kniphausen stieg gerade zu Pferd, als er ins Dorf trat. Er machte seinen Rapport, wurde aber durch ein donnerndes „Jesus Maria!" unterbrochen, die Kai=

serlichen waren heran und warfen das Reiterpiket nieder. Kniphausen führte sogleich seine schweren Kürassiere, die sich schon um ihn gesammelt hatten, durch das Dorf zurück, um sie hinter demselben zu ordnen, schickte eine Meldung nach dem Deutschen Michel aufs Schloß, und nahm die Sache für nicht allzu bedeutend; als er aber durch das Dorf war und hinaus kam aufs Feld, wurde er von einem lebhaften Gewehrfeuer empfangen.

Etwa tausend Kroaten hatten das Dorf schon umgangen und sich hinter die Hecken und in die Gräben der Wiese placirt.

„Vorwärts marsch, Prag und Hagenau!“ rief der tapfere Kniphausen.

„Prag und Hagenau!“ antworteten die Rotten seiner Reiter, und im raschen Trabe gings über die Wiese. Wohl mancher Sattel wurde leer, aber dennoch wagten die Kroaten einen förmlichen Angriff nicht.

Jetzt loderten rechts und links neben dem Schloß Häuser in Flammen auf, der Boden bebte unter den Hufschlägen der kaiserlichen Kavallerie, die im geschlossenen Angriff heranpreschte, rechts und

links, um und um, hallte es: „Jesus Maria! Oestreich! Oestreich!"

Kniphausen stieß in der Finsterniß auf einen feindlichen Haufen, der ihm den Weg zum Schloß verlegte, „durch, durch, Kameraden!" schrie er, aber das Wort stockte ihm in der Kehle, denn in diesem Augenblicke erhob sich, riesengroß, eine ungeheure Feuersäule über dem Schloß, die die Nacht taghell lichtete. Kniphausen benutzte diese Helle, ordnete rasch seine Reiter und warf die Dragoner, die sich ihm entgegen gestellt hatten, nieder, er gelangte an's Schloßthor, dort fand er etwa hundert Obentraut'sche Reiter, die, ihren berühmten Feldherrn an der Spitze, sich wie angeschossene Eber gegen eine zehnfach überlegene Macht vertheidigten.

„Prag und Hagenau!" rief Kniphausen jubelnd, indem er die dichten Reihen der Kaiserlichen auseinander sprengte, die dem unvermutheten Angriff wichen, „vorwärts, Kinder, vorwärts!"

Der Deutsche Michel setzte sich an die Spitze der nun vereinigten protestantischen Schaar, er wechselte einige Worte mit Kniphausen, dann jagte er mit seinen Reitern unter wildem Geschrei dem kaiserlichen Hauptangriff dicht geschlossen entgegen.

„Mein Kind, mein Sohn!“ rief eine Frauenstimme, aber Pferdegetrappel, Waffengeklirr, Gewehrsalven und Schlachtruf verschlangen auch diese Laute.

Klirrend stießen die beiden Kavalleriemassen auf einander, aber die Obentraut'schen Reiter hatten feste Rippen, sie warfen das kaiserliche Dragonerregiment von Ofally, und stürzten durch diese Lücke hindurch fort ins freie Feld. Ehe die kaiserlichen Regimenter, rechts und links von Ofally, die in voller Furie daher jagten, im Stande waren ihre Rosse zu wenden, waren die Obentraut'schen bereits durch, und hatten sich mit dem Prinzen Friedrich von Altenburg vereinigt, der, durch das Schießen aufmerksam gemacht, eben mit seinem Regimente ausrückte.

Der Mond ging hell und leuchtend auf über der weiten Ebene, an deren äußersten Rechten sich die protestantischen Reiter aufgestellt hatten. Zornig galoppirte Obentraut durch die Reihen seiner Reiter, sie waren furchtbar gelichtet, von seinem eigenen Regimente kaum fünfzig Mann noch, von Kniphausen's etwa zweihundert, der Oberstwachtmeister von Dohna hatte etwa vierhundert Drago-

ner, und der Prinz von Altenburg war mit seinen tausend Kürassieren noch nicht im Gefecht gewesen, hatte also auch noch keinen Mann verloren.

Langsam ordneten sich die Rotten hinter den Kürassieren von Prinz Friedrich, endlich kam der Deutsche Michel an sein eigenes Regiment, er sah wunderlich aus der zornige Krieger, er hatte den Küraß auf dem bloßen Hemd, die Handschuh an den bloßen Armen, die Stiefeln an den nackten Beinen, er saß ohne Sattel auf der bloßen Decke auf seinem Streithengst, einen Pallasch führte er in der Rechten, aber die Scheide hatte er verloren.

„Prag und Hagenau!" schrieen die Reiter jubelnd, als sie ihren geliebten Feldherrn erblickten.

„Zum Teufel!" antwortete Obentraut seinen Reitern, „zum Teufel, Ihr seid ja alle geworden in dieser Nacht, Jungens, hat Euch der grimmige Blankart alle gefressen?"

„Hoho! Herr Feldhauptmann, hört nur sie, hört Ihr, wie's näher kommt, das sind unsere Kameraden, die im Dorf gelegen haben, der grimmige Blankart, der Ketzerfresser, wird sich die Zähne ausbeißen an ihren eisernen Rippen!"

Wirklich hörte man sich näherndes Gefecht.

Obentraut hatte eine Stellung genommen, die sehr ehrfurchtgebietend war, er lehnte sich an einen kleinen Fluß, und würde dort, selbst einem sechsfach überlegenen Feinde, den Uebergang streitig gemacht haben.

„Wo ist meine Frau, Norbert?“ fragte er jetzt leise den alten Reiter, der uns aus dem Urselinerinnenkloster bei Schlettstadt bekannt ist.

„Dort hinten, Herr Feldhauptmann, sitzt sie mit dem Herrn Magister Beierlein, der wie ein Held geritten ist diese Nacht!“

Obentraut stieg vom Pferde und eilte zu seiner jungen Frau, die sich schluchzend in seine Arme warf. Gutmüthig trocknete ihr der Sieger von Hagenau die Thränen ab, „schlechte Hochzeitnacht, armes Weib!“ murmelte er.

„Obentraut, ich habe mein Kind verloren!“ sagte Johanna leise.

„Donner!“ rief der Deutsche Michel wirklich erschrocken, dann suchte er rasch zu trösten, „na, wir bekommen's wieder, ich werde morgen einen Trompeter an den Grafen Blankart senden!“

„Ich seh es nie wieder!“ seufzte Johanna, „es waren Lombarden, die uns im Schloß überfielen!“

Der Deutsche Michel küßte seine Frau, kleidete sich an, so gut es gehen mochte, und hatte endlich die Freude, den Oberstwachtmeister von Dranberg zu begrüßen, der ihm gegen 500 Kürassiere, größtentheils von seinem eigenen Regimente, zuführte. Der Oberstwachtmeister hatte einen höchst künstlichen Rückzug ausgeführt, und behauptete, die kaiserlichen Chefs müßten uneinig unter einander sein, denn er habe sich an der Fronte von Blankarts Kürassieren hingezogen, ohne daß diese einen Schuß gethan. Er sei nur von Savelli's Lombarden, Ofally's Dragonern und einigen Kroatenschwärmen verfolgt worden.

Jetzt ließ Obentraut den Rückzug beginnen, der Prinz von Altenburg führte die Nachhut, und sollte die Brücke auf jeden Fall bis Mittag behaupten, eben schwenkten die ersten Schwadronen über die Brücke ab, als unter Trompetengeschmetter ein kaiserliches Kürassierregiment über die Fläche herankam. In einer Entfernung von etwa anderthalbtausend Schritten machte es Halt, und ein Officier ritt, von einem Trompeter begleitet, auf die Protestanten zu, er schwenkte ein weißes Schnupftuch an der Spitze seines Schwertes.

„Wir begehren eine Unterredung mit dem General von Obentraut!“ rief der feindliche Officier, und sprengte in kurzem Galopp dicht an die Fronte der Protestanten. Es war ein schöner, stattlicher, schwarzbärtiger Mann.

Obentraut ritt ihm entgegen.

Der feindliche Officier grüßte ihn anständig und sagte: „Ich bringe Euch einen Gruß von dem Herrn General-Feldwachtmeister von Blankart, er hat sich diesem Ueberfall angeschlossen mit seinem Regiment als Soldat, aber nicht als Mörder und Räuber, angehetzt vom Grafen Büren haben die Kroaten im Schloß Weiber und Kinder ermordet, Graf Blankart will keinen Theil an solcher Kriegsführung haben — wir haben Euer Regiment auf dem Rückzuge nicht angegriffen, Graf Blankart wollte Euch dadurch seine Achtung beweisen, übrigens werdet Ihr nicht angegriffen werden, da Graf Büren mit den Lombarden von Savelli und den Kroaten sich plötzlich zurückgezogen hat, ohne die übrigen Chefs davon zu benachrichtigen — so weit mein Auftrag an Euch, Herr General!“

„Sagt Eurem Chef, dem Grafen von Blankart, meinen Dank,“ antwortete der Deutsche Mi-

chel, „ich wußte, daß ich einen edeln Feind vor mir hatte, ich lasse ihn bitten, doch in dem verbrannten Schlosse nach einem halbjährigen Kinde suchen zu lassen, es ist mein Sohn, aber das Kind ist wohl schwerlich noch am Leben?“

„Schwerlich, Herr General, doch soll alles Mögliche geschehen, es aufzufinden!“

„Sagt dem Grafen Blankart meinen Dank, Herr Oberstwachtmeister!“ wollte Obentraut die Unterredung schließen, aber der schwarzbärtige Major fuhr hastig fort: „noch eins, Herr General, was Euch und mich allein angeht, Graf Büren ist Euer Feind, vorigen Winter bat er mich, ich möchte ihm zwei Mädchen aufheben, ich hab es gethan, vor Kurzem erfuhr ich, daß er die Mädchen mit Gewalt geraubt habe, eines dieser Mädchen ist Eure Tochter, Herr General, sie sind im Schlosse meines Vaters, Haus Flammersheim am Schwarzwald, ich bin der Freiherr von Landschaden!“

Michel von Obentraut war außer sich vor Freude, „meine Tochter, meine Gertrud, wann kann ich sie holen lassen?“

„Ich gehe Morgen nach Haus Flammersheim

ab, in sechs Tagen kann Eure Tochter bei Euch sein, gebt mir einen Eurer Leute mit!"

Das geschah sogleich, und sehr zufrieden trennte sich der Deutsche Michel von dem Landschaden von Flammersheim, der ihm so gar gute Post gebracht.

Wirklich wurden die Protestanten nicht angegriffen, sie besetzten ruhig die nächste kleine Stadt und sicherten ihre Stellung, indem sie den Flußübergang deckten.

Bald, nachdem der Deutsche Michel ins Quartier gekommen war, kam auch Johanna dahin, und nahete sich ihrem Manne mit einem Gesicht, in welchem sich die höchste Freude mit dem tiefsten Schmerze auf eine gar seltsame Weise vereinigte.

„Johanna, wie siehst Du aus?" fragte Obentraut, „Sonnenschein auf Deinem Gesichte und im Auge Thränen dazu?"

„Obentraut, die Thränen gelten meinem Kinde," sagte die junge Frau, und legte ihr Köpfchen auf die Schulter ihres Mannes, „der Sonnenschein aber gilt Deiner Tochter!"

„Wie, meiner Tochter? meiner Gertrud?" fragte der Deutsche Michel.

Ja, ich weiß, wo Büren Deine Tochter hingebracht hat!"

Obentraut schwieg eine Weile und sah seine Frau an, die ganz glücklich schien, ihm eine solche Botschaft bringen zu können, dann dachte er, „nein, du verdirbst ihr die Freude nicht!"

„Und wo ist meine Tochter?" fragte er freudig, sich seiner List freuend.

Johanna ließ jetzt Wolf eintreten, und der gutmüthige Obentraut hörte geduldig Alles noch einmal erzählen, er wußte ja schon Alles durch den kaiserlichen Major.

Es gab der guten Johanna wirklich eine Art von Trost über den Verlust ihres Kindes, daß sie es gewesen, die dem Gemahl die erste Nachricht von dem Wiederfinden Gertruds gebracht. Johanna's Kind war bestimmt tod, denn am Abend dieses Tages ließ Graf Blankart durch einen Trompeter melden, daß er nach dem verlorenen Kinde in Holtsohl alle mögliche Nachforschungen angestellt habe, daß das Kind vermuthlich mit mehreren andern von den Kroaten gespießt und in die Flammen geworfen worden sei.

Doch verlassen wir den protestantischen Feld=

herrn und sprechen zuerst von dem jungen Kinde, das in so nahen Verhältnissen mit mehreren Hauptpersonen unserer Erzählung steht.

Der Knabe ist nicht verbrannt, Graf Büren hat den ganzen Ueberfall eigentlich nur unternommen, um sich des Knaben zu bemächtigen, durch seine Tante, die Aebtissin, zur Rache gereizt, wollte er sich rächen, und zwar aufs Empfindlichste rächen an Johannen, er raubte ihr das Kind, er ließ sie in Ungewißheit über das Schicksal desselben und ließ es zu einem furchtbaren Racheplan groß ziehen.

Er ließ den Knaben seiner Tante bringen, die Aebtissin übergab ihn dem Jesuiten Busenbaum, und dieser dachte ihn zur rechten Stunde hervortreten zu lassen aus dem Dunkel, mit dem er ihn jetzt umgab.

Graf Büren rächt sich — er hat sich gerächt an Johannen und an Obentraut, er eilt jetzt, dem Letztern eine noch tiefere Wunde zu schlagen.

# IX.

„Zurück, Ihr da!“
„Bedenkt, was wollt Ihr thun, sie ist der Liebling
Des greisen Vaters, und er wird sich rächen,
Wird Rache nehmen für jedes Haar, das ihr gekrümmt wird
Auf dem lieblich runden Haupte!“
„Zurück, Ihr da!“

**(Lieb' um Lohn.)**

„Streckt die Hellebarden vor!“

**(Julius von Tarent.)**

Am vierten Tage, nachdem die Kaiserlichen den „Deutschen Michel“ in Holtsohl überfallen und ihm so seine Brautnacht häßlich verdorben und ihm eine gar traurige Hochzeitfackel angezündet hatten, am

Abend des vierten Tages nachher hielten etwa dreißig kaiserliche Reiter vor dem Portale des Hauses Flammersheim. Es war zehn Uhr vorüber, und nur durch zwei Fenster schimmerte noch ein schwacher Lichtstrahl, Käthchen und Gertrud waren bereits zu Bett, Fräulein Agnese saß zwischen ihrem Vater und ihrem Oheim, und versuchte, einem vom Alter erblindeten Leuchter neuen Glanz zu geben, indem sie ihn mit feinem Sand scheuerte.

„Halloh, aufgemacht!" schrieen unten laute Stimmen, und gewichtige Schläge donnerten an das Thor, dumpf dröhnend hallten sie wieder in den weiten Gewölben des alten Hauses.

„Wer ruft so spät noch um Einlaß?" fragte Freiherr Edelwald durchs Fenster.

„Der kaiserliche Oberste, Graf Heinrich Büren, hält am Thor, er bittet um ein Nachtlager!"

Aengstlich und kopfschüttelnd tappten die beiden Freiherrn hinunter, sie wagten nicht, einem kaiserlichen Obersten sein Begehr abzuschlagen, vermutheten sich aber auch nichts Gutes von dem Besuch, der gewiß kam, die gute Gertrud zu holen, und sie so ihrem Vater für immer zu nehmen.

Freiherr Anton öffnete die Pforte im großen

Thor, und lud den Grafen ein, abzusteigen und einzutreten.

„Und meine Pferde und meine Leute, Herr Freiherr?“ fragte Graf Büren, habt Ihr nicht Platz für uns Alle in Eurem großen Schloß?“

Ueber das bleiche, runzliche Gesicht des Freiherrn lief eine leichte Schamröthe, endlich sagte er ruhig.

„Mein Herr Graf, Leute und Pferde würden in diesem Hause nicht die geringste Bequemlichkeit finden, wir halten keine Pferde, auch keine Dienerschaft!“

„Das thut nichts, mein guter Freiherr,“ erwiederte der Oberst, „meine Leute sind gewohnt, für sich selbst zu sorgen, und Soldatenpferde stehen manche Nacht gekoppelt im Freien, im Hof sind sie gegen den Wind geschützt!“

„Wie Ihr wollt!“ sprach der Freiherr gepreßt, ihm schnitt es durch die Seele, sich und sein Haus in seiner nackten Armuth einem Standesgenossen zeigen zu müssen.

Das Thor wurde geöffnet, die Reiter ritten ein und kamen sich auf dem weiten, düstern Hof wie verzaubert vor. Der Oberst ließ das Portal

besetzen, die Reiter stellten ihre Rosse in eine Halle ein, die einst zum Orangeriehaus benutzt worden war, und nahmen ihr Quartier in einem weiten Saal zu ebener Erde, früher der Aufenthalt der Dienerschaft, wo sie mit alten Stühlen, Brettern und dergleichen ein Feuer im Kamin anmachten.

Unterdessen hatten die beiden Freiherrn den Obersten und seinen Lieutenant, den Niederländer Verstolck, der aus Obentraut's Diensten in die des Kaisers übergetreten war, hinauf in ihre Wohnung geführt.

Fräulein Agnese setzte den Officieren Schinken und Bier vor, Graf Büren erzählte dem Freiherrn Anton, daß dessen Sohn kürzlich Major geworden sei, vermochte aber trotz seiner gewandten Reden die Greise nicht heiter zu stimmen.

Sie schämten sich der Armuth ihres Hauses, die guten, alten Knaben!

Endlich begann Graf Büren: „die beiden jungen Mädchen, die ich meinem Freunde, Eurem Sohn, aufzuheben gegeben, sind doch noch hier?"

„Ja, Herr Oberster!" antwortete Freiherr Edelwald traurig.

„Sie sind Euch wohl sehr zur Last?"

„Ach nein, wir würden sie sehr vermissen, wir haben uns an die beiden schönen, unschuldigen Geschöpfe sehr gewöhnt!“

Ein seltsamer Zug legte sich langsam um den Mund des Grafen, er warf seinem Officier einen kurzen Blick zu und fragte dann weiter: „Würdet Ihr sie vielleicht noch einige Zeit bei Euch behalten, mein guter Freiherr?“

„O recht gern!“ antworteten die beiden Brüder freudig.

„Ich bin Euch für Eure Bereitwilligkeit sehr verbunden!“ —

Das Gespräch stockte, die beiden Officiere ließen sich nach ihrem Nachtlager führen, und sahen sich bald allein gelassen in einem hohen, öden Gemach, in welchem zwei mächtige Betten standen.

„Jämmerliche Wirthschaft hier, Graf!“ sagte der Lieutenant Verstolck verächtlich.

„Was thut das?“ gegenredete Graf Büren, „werde ich doch in dieser Nacht meinem Todfeind eine Wunde schlagen, die nicht wieder vernarben soll, habt Ihr gehört, Verstolck? das Mädchen soll schön sein!“

„Ja, aber ich habe kein Abendbrot, was mach ich mir aus den Mädchen?“

Der Graf lachte und fuhr dann fort: „so rächt sich der Büren an seinen Feinden, trotze nur, du ketzerischer Hund, ich will's — das trotzige Eisenherz des Deutschen Michels soll brechen im Gram über seine Tochter!“

„Ja, Ihr werdet's ihm brechen,“ redete Verstolck gleichgültig, „denn er liebt seine Tochter zum rasend werden!“

In diesem Augenblick trat der Knecht des Grafen ein.

„Nun, Franz, wo schlafen die Mädchen?“

„Ew. Gnaden haben nicht weit zu gehen,“ lautete die Antwort, „hier dicht neben an, die Thür ist zwar von innen verriegelt, ist aber so morsch, daß sie einem kräftigen Druck nicht widersteht, es ist kein Licht im Zimmer!“

„S'ist gut, komm in einer halben Stunde, Du wirst mir dann die Thür öffnen, ich werde mein zärtliches Täubchen hier herüber tragen, damit ich doch auch weiß, wie es aussieht, dann bleibst Du an der Thür, und lässest Niemanden herein!“

„Sehr wohl, hochgräfliche Gnaden!“

„Ihr habt doch nichts dagegen, daß ich mich hinlege und schlafe?" sagte Verstolck, „wenn Ihr mich braucht, so ruft mich!"

„In Gottes Namen," erwiederte Büren, „ich werde mit dem kleinen Mädchen allein schon fertig werden."

Verstolck warf sich angekleidet auf eines der Betten, und bald zeigte sein Schnarchen, daß er fest eingeschlafen sei. Graf Büren schritt hastig im Gemach auf und nieder, er rieb sich die Hände und murmelte Verwünschungen gegen Obentraut. Endlich erschien der Reitknecht wieder, nahm dem Grafen den Küraß ab und den Degen, und zog ihm die Stiefeln aus. Der Diener trug ein Licht in der Hand und leuchtete dem kaiserlichen Officier, der also gegen eine unschuldige Dirne zu Felde zog.

Es herrschte tiefe Stille in dem öden Schloß — Graf Büren stand an der Thür, die in das Zimmer der Jungfrauen führte — sein Diener hatte die Wahrheit gesprochen, die morsche Thür gab dem ersten Drucke nach. —

„Nur rasch, hochgräfliche Gnaden!" sagte der Reitknecht, der Graf trat hastig an das Bett der beiden Jungfrauen, die schreiend auffuhren, als sie

einen Mann vor ihrem Bett sahen, das Licht, was der Reitknecht in der Hand hielt, warf einen trüben Schimmer in das dunkle Gemach.

Der Graf war am Bett, er riß rasch die Decke ab, unter welcher die beiden Mädchen lagen, und fragte mit gedämpfter Stimme: „welche von Euch ist die Tochter des verfluchten Obentraut?“

Ohnmächtig sank die zarte Gertrud zurück, sie glaubte, man komme sie zum Tode zu führen; Käthchen dagegen, deren Nerven stärker organisirt waren, blieb aufrecht im Bette sitzen und starrte den kaiserlichen Officier an, auch sie glaubte, man wolle Gertrud morden.

Als aber Graf Büren zum andern Mal fragte: „bist Du Michel von Obentraut's Tochter?“ da schlug ein großer Gedanke wie ein Blitz ein in die Seele des einfachen Mädchens, sie gedachte der Verzweiflung ihres Bruders Wolf, wenn er die geliebte Gertrud nicht mehr finde bei seiner Rückkehr, und stolz fragte sie: „was wollt Ihr? ich bin Gertrude von Obentraut!“

Das Alles war das Werk einer Minute — der Graf lachte heiser, umfaßte den jungfräulichen

Leib Käthchens, hob sie aus dem Bett und trug sie hinaus.

Käthchen sträubte sich nicht, das arme Kind faltete seine Hände und betete, denn es glaubte sich dem Tode nahe, es flehte um Kraft, um Stärke zu dem Opfer, das sie der Geschwisterliebe und der Freundschaft bringen wollte.

Der Graf trug das Mädchen in sein Gemach, grinsend schloß der Diener eben die Thür hinter seinem Herrn, als ein lauter Hülferuf erklang und ein Licht am Ende des Corridors erschien. Fräulein Agnese stieß diesen Hülferuf aus, sie sah eine ihrer jungen Freundinnen in den Armen des Grafen. Ihr Schreckensruf flog schnell durch die dröhnenden Corridor's, Gertrude erwachte aus ihrer Ohnmacht, sie vermißte die treue Freundin an ihrer Seite, sie sprang aus dem Bette, eilte, ihrer Blöße nicht denkend, hinaus, an dem verduzten Diener des Grafen vorüber, und sank zitternd und jammernd in Agnesens Arme. Aufgeweckt aus dem ersten, leichten Schlummer durch das Geschrei der Mädchen kamen die beiden alten Freiherrn, sie vernahmen den Bericht Gertrud's, ihr adeliges Blut empörte sich, und zornig verlangten sie Zutritt zu

dem Grafen, der das Gastrecht ihres Hauses so schnöde verletze und mit Füßen trete. Aber der Diener des Grafen setzte den Leuchter nieder, zog sein Schwert und wehrte ihnen mit blanker Waffe den Eintritt. Der Wortwechsel wurde immer lauter, Kürassiere eilten herbei, mit Gewalt drängten sie die beiden Freiherrn zurück und sperrten sie endlich ein in einem Zimmer ihres eigenen Schlosses. Dann benutzten sie die Gelegenheit, schlugen alle Thüren ein, tumultuirten und suchten nach Beute.

Fräulein Agnese war mit Gertrud im Getümmel verschwunden.

Plötzlich, als der Tumult am lautesten war, begannen dumpfe Glockenschläge über das alte Schloß hinzuklingen, die Kürassiere horchten und stürzten dann nach dem kleinen Schloßthürmchen, doch konnten sie die, von einer schweren, eichenen Fallthüre bedeckte, Treppe nicht hinaufsteigen.

Eichenholz und Eisenriegel spotteten ihrer Anstrengungen. Es kamen noch mehrere Reiter herauf und meldeten, ein Strohbündel brenne auf dem Thurm, sie verlangten nach ihrem Obersten, aber Franz, getreu seiner Instruction, wies sie ab, als sie nun wieder hinabsteigen wollten, klang ihnen

dumpfes Geräusch entgegen — Fackeln und Lichter erhellten Treppen und Gänge des Schlosses, Waffengeklirr und laute Stimmen mischten sich, blutend stürzten die unten gelassenen Wachen den Kommenden entgegen.

„Ein Trupp Bauern überfällt uns!" schrieen sie, wo ist der Oberst?"

„Gebt unsern Herrn heraus, unser Fräulein!" brüllten hundert Stimmen.

Die Sturmglocke heulte immer lauter, unter wildem Rufen nach dem Freiherrn drang eine Schaar bewaffneter Bauern die breite Treppe herauf, ein Kürassier feuerte sein Pistol ab in den dichten Haufen, er ward von den Bauern niedergerissen, Wuthgeheul und Kampfgeschrei oben mischten sich mit dem unten im Hofe, wo die Bauern die Wache bei den Pferden angegriffen hatten.

„Was ist das? wer schießt? was soll das Läuten?" rief jetzt Lieutenant Verstolck aus dem Zimmer tretend.

„Den Freiherrn! unsern gnädigen Herrn heraus! unser gnädiges Fräulein!" brüllten die Bauern, und rückten drohend an, indem sie die überraschten Kürassiere immer weiter zurück drängten.

„Platz Gesindel, gebt Raum!“ befahl Verstolck, ein furchtbares Geheul antwortete ihm, und mit Stöcken und Steinen warf man nach den zögernd weichenden Lombarden.

Jetzt erschien auch der Graf auf der Schwelle des Zimmers, er hatte wohl das Läuten gehört, auch das Schießen, aber er hatte bis jetzt keine Ahnung von der Gefahr, in der er sich befand. Doch ein Moment reichte hin, ihn aufzuklären.

„Oestreich! Oestreich! schließt Euch, Ihr von Savelli!“ commandirte er.

Mechanisch schlossen sich die Kürassiere aneinander.

„Vorwärts marsch!“ die Soldaten drangen vor, aber die Bauern wichen nur langsam, und immer dichter flogen den kaiserlichen Reitern Wurfgeschosse aller Art entgegen.

Die Sturmglocke hörte auf zu lauten, brausender Tumult durchwogte alle Räume des so lange gespenstisch stillen Schlosses.

„Unser Fräulein!“ schrieen plötzlich die Bauern, und wichen zur Seite.

Fräulein Agnese stand in ihrem gelben Kleide

zwischen ihren getreuen Bauern und den Soldaten, die vor der seltsamen Gestalt entsetzt zurückfuhren.

„Jungfernräuber, schändlicher Mädchenräuber!“ rief das Fräulein mit lauter Stimme dem Grafen zu, „von Dir fordere ich das Leben meines Vaters und meines Ohms, oder Du sollst dieses Schloß nicht lebendig verlassen, Du und Deine Knechte!“

„Gebt Raum im Namen kaiserlicher Majestät!“ erwiederte Graf Büren zornig.

„Nieder mit dem Mädchenräuber!“ schrieen die Bauern.

Agnesens Stimme verklang in dem brausenden Tumult, der Kampf begann, hier und dort sanken Verwundete nieder, aber der Vortheil war auf Seiten der Kürassiere, die dicht an einander geschlossen, geübter und besser bewaffnet, den Haufen der Bauern vor sich hertrieben.

Graf Büren hatte noch die Hoffnung, seine Pferde zu erreichen, hatte er seine Pferde erreicht, so war er gerettet. An der Treppe hielten ihn die Bauern lange auf, und trotz der Tapferkeit seiner kampfgeübten Reiter konnte er nur langsam vorwärts, denn die Bauern fochten mit einer so ver-

zweifelten Wuth, daß er jeden Schritt erkämpfen mußte.

Fräulein Agnesen's helle Stimme feuerte die Bauern immer wieder zum Widerstand an, und mit Schrecken sah Graf Büren die Zahl seiner Leute in demselben Maaß abnehmen, in dem die Zahl seiner Gegner wuchs. Jetzt konnte er durch ein Fenster hinabsehen in den Schloßhof, er sah einige Kürassiere im Kampf mit erzürnten Bauern, und seine Donnerstimme selbst war nicht vernehmlich in dem Getöse.

Endlich hatte der Graf etwa die Mitte der Doppeltreppe erreicht, die ins Portal hinabführte, höchstens zwölf Mann umgaben ihn noch, Verstolck war verwundet, da schmetterte plötzlich eine Trompete draußen.

„Kaiserliche Trompeten!" schrieen die Kürassiere.

Der Tumult legte sich auf einen Moment.

„Was ist das?" fragte eine Stimme draußen, „wer läutete Sturm?"

„Nieder mit den Mädchenräubern!" brüllten die Bauern.

„Halt! halt!“ schrie Agnese, „es ist Wolfram, mein Vetter Wolfram, Euer junger Herr!“

Die Bauern gaben Raum, und Major Wolfram von Landschaden sprengte mit drei, oder vier Reitern ins Portal.

„Muhme, um aller Heiligen willen, was giebts?“ fragte er vom Roß springend.

„Der Graf da hat Deiner Väter Haus durch Mädchenraub befleckt, Vetter, er hält Deinen Vater und Deinen Ohm gefangen!“

„Jesus Maria!“ donnerte der Major, „das sollt Ihr büßen, Gräflein, nehmt Euch in Acht!“

Der Graf, der beim Erscheinen des Majors seine ganze Fassung verloren hatte, fand auch keine Zeit zur Antwort, denn beim letzten Wort seiner Anrede war der Major die breiten Stiegen hinaufgesprungen, hatte den Grafen gefaßt, und schleuderte ihn die Treppen hinab.

„Kraft kaiserlicher Privilegien im Namen des Grundherrn verhafte ich Dich, Graf Büren, wegen Landfriedensbruch!“ sagte er ernst. Zwei von seinen Begleitern hielten den Grafen fest, dessen Gesicht nicht mehr dem eines Lebendigen glich.

„Kameraden,“ sprach der Major jetzt zu den

Lombarden, die starr vor Erstaunen der prompten Justiz zugesehen, „Ihr kennt mich, ich bin Major in Graf Blankart's Regiment, Ihr seht ein, daß es kaiserlicher Reiterei unwürdig, einen wehrlosen Edelmann, einen guten Christen, in seinem Schloß zu überfallen, Ihr seid unschuldig an dem Mädchenraub?"

„Gewiß, Herr Oberstwachtmeister!" antworteten die Küraßiere, denen es eben nicht gerade angenehm vorgekommen sein mochte, ihre kriegerische Laufbahn unter den derben Fäusten der groben Flammersheimer Bauern zu beschließen.

Wolfram von Landschaden beschwichtigte jetzt die aufgeregten Bauern sehr leicht, die beiden Freiherren wurden befreit und umarmten gerührt den Major.

Das weite Portal war von Fackeln erhellt, auf der einen Treppe standen die lombardischen Küraßiere, sehr erfreut, der gefährlichen Lage entronnen zu sein, in die sie durch ihren Obersten gestürzt, Bauern erfüllten den ganzen Raum, und in der Mitte war ein kleiner Kreis leer gelassen, in welchem Fräulein Agnese, die Freiherren, der Major,

aber auch der, von zwei Blankart'schen Reitern bewachte, Graf Büren standen.

„Wo sind die beiden jungen Mädchen!“ fragte der Major, „hier ist ein Obentraut'scher Trompeter, ich habe Herrn von Obentraut versprochen, ihm seine Tochter zu senden!“

Fräulein Agnese entfernte sich.

„Graf, wo habt Ihr Fräulein von Obentraut?“

„Sucht sie in meinem Bett!“ entgegnete Graf Büren mit heiserem Lachen, und ein Zug des unedelsten Triumphes überzog sein Gesicht.

„Schurke, Du hast es gewagt?“

„Ich habe es gewagt!“ antwortete Oberst Büren kalt, „und habe Zeugen dazu!“

„Hier ist Fräulein Gertrude von Obentraut!“ sagte jetzt Agnese, und führte das bebende, schüchterne Mädchen in den Kreis. Trudchens Kleidung war unvollständig, aber sie war nicht häßlicher deßhalb, entfesselt hingen die schweren, goldigen Haarflechten um die weißen, runden Schultern, schämig senkte sie ihren stillen, süßen Blick zu Boden.

„Armes, unglückliches Kind,“ brach Wolfram klagend aus, „so lieb, so jung, o was soll ich dem armen Vater sagen?“

Erstaunt schlug Gertrud ihr großes Auge auf zu dem stattlichen Kriegsmann, fragend schaute Agnese ihren Vetter an. Leise tröstend traten die beiden Brüder herzu.

Graf Büren sah mit einem fast verstierten Gesicht auf die Gruppe.

„Armes Kind, unglückliches Mädchen!“ klagte Wolfram leise, indem er den Blick nicht von Gertrud zu wenden vermochte.

„Was beklagt Ihr das Fräulein so sehr, Vetter?“ fragte Agnese verwundert, „es ist ja nun gerettet, Ihr bringt es zu seinem Vater!“

„Ja, ja doch, Base, aber wie? armer Vater!“

„Nun, wie denn?“ fuhr Agnese ungeduldig werdend fort, und Gertrud sah den Major so seltsam an, daß dieser in die größte Verlegenheit gerieth und nicht zu antworten vermochte.

Graf Büren stampfte mit den Füßen, ohnmächtige Wuth verzerrte sein Gesicht.

„Mit Erlaubniß, Herr Oberstwachtmeister,“ nahm jetzt der Baron Verstolck einen Schritt vortretend das Wort: „es waltet hier ein Irrthum ob, ein Irrthum der Personen, wenn dieses junge Fräulein hier die Tochter Michel von Obentraut's ist,

so hat sich Graf Büren in der Person geirrt, das Mädchen, das, das ..." Verstolck begann zu stottern.

„Käthchen, Käthchen, um Gottes willen, wo ist Käthchen?" riefen Gertrud, Agnese und die Freiherren.

„Im Schlafgemach des Obristen Büren, er glaubte, das junge Mädchen sei Fräulein von Obentraut!" schloß Lieutenant Verstolck, und trat zurück.

„Den Heiligen sei gedankt, theures Fräulein!" sprach Wolfram, und küßte die Hand des Fräulein.

„Man hat Käthchen ermordet!" schluchzte Gertrud an Agnesens Halse, für mich ermordet!"

„Aber, zum Teufel!" brüllte Graf Büren, der vor Wuth über die vereitelte Rache seiner nicht mehr mächtig war, „die Dirne hat mir ja selbst gesagt, sie sei Obentraut's Tochter!"

„Das edle Kind hat sich aus Freundschaft geopfert!" rief der Major, und eine Thräne hing an seiner Wimper.

Agnese aber eilte die Stiegen hinauf, die Andern folgten, Wolfram ergriff Gertrud's Arm, nachdem er befohlen, den Grafen Büren in ein Zimmer einzusperren, und die Bauern gebeten hatte,

Wache zu halten. Wolfram von Landschaden war ein vorsichtiger Soldat, er wußte, daß den Lombarden nicht recht zu trauen sei.

Zutraulich lehnte sich die mächtig ergriffene Gertrud auf Wolframs Arm, der kaiserliche Major befand sich in einer so weichen Stimmung, daß er sich ihrer fast schämte, ein seltsames Gefühl zog ihn zu der Jungfrau, die er führte, er war stolz darauf, sie führen zu können. Oben an der Treppe kam Fräulein Agnese mit verstörtem Antlitz den Kommenden entgegen.

Was ist's? was giebt's? wo ist Käthchen?"

Mein Käthchen ist todt, für mich gestorben!" schrie Gertrud in des Schmerzes Uebermaaß.

Wolfram trug die Ohnmächtige hinauf.

„Sie hat die Schmach nicht überlebt, sie hat sich erhängt!" sagte Agnese leise, und heiße Thränen flossen über ihr bleiches Antlitz.

# X.

Hier schweigt was große Herzen
Zu großen Thaten treibt,
Hier fehlet, was dem Menschen,
Wenn Alles schwindet, bleibt.
Was immer Schön und Edel
Dahier verlischt sein Licht —
Die sündige Begierde
Allein verschwindet nicht,
Die sündige Begierde
Vergiftet jedes Herz,
Die sündige Begierde
Vergiftet Lust und Schmerz.

**(Die Nonne.)**

Ein Jahr etwa ist in's Land gegangen, seit den im letzten Kapitel geschilderten Ereignissen. Haus Flammersheim liegt noch stiller und öder, als wir

es bei unserem ersten Besuche fanden, denn dicht neben einander, wie sie durchs Leben gegangen, liegen die Freiherren Anton und Edelwald Landschaden in der stillen Gruft ihrer Ahnen, und zu ihrer Särge Häupten steht der Sarg, der die irdischen Reste des treuen Käthchens birgt.

Gertrud ist durch Wolfram von Landschaden ihrem Vater zurück gegeben; Graf Büren ist außer Dienst, denn wenn ihn auch die Macht seiner Familie vor dem Gesetz schützen konnte, so vermochte sie ihn doch nicht der Verachtung der kaiserlichen Officiere zu entziehen; Wolfram, der letzte Erbe des Namens und der Titel der Landschaden von Flammersheim, führt jetzt als Oberstlieutenant die Kürassiere des Grafen Blankart, und bewahrt der holden Gertrud ein mehr als freundschaftliches Andenken in treuer Brust.

Der kaiserliche Officier, der rechtgläubige Katholik wollen zwar die tiefe Sehnsucht in Wolframs Herzen nicht anerkennen, die Sehnsucht nach dem süßen Mädchenbilde, das den verhaßten und gefürchteten Namen des ketzerischen Reitergenerals trägt, aber das muthige Soldatenblut hüpft dennoch rascher und mit volleren Schlägen durch die Adern, wenn

Obentraut's Name genannt wird, was oft geschieht, wenn sich Wolfram des holden Kindes erinnert, was noch öfter geschieht.

Wo sich Obentraut mit Johannen und seiner Tochter Gertrud dermalen befindet, ist unbekannt im kaiserlichen Hauptquartier, denn der Kurfürst, König Friedrich, ohne Kurfürstenthum und Königreich, hat ihn seiner Dienste entlassen, und der muthige Schlachtruf des Deutschen Michels ist verklungen auf den blutgedüngten Gefilden des Vaterlandes für einige Zeit.

Wir nehmen jetzt das Interesse unserer Leser für eine Dame in Anspruch, die gerechte Ansprüche auf unsere Aufmerksamkeit hat.

Fräulein Agnese hat sich nach dem Tode ihres Vaters, ihres Ohms und Käthchens, nach der Entfernung Wolframs und Trudchens entschlossen, den Schleier zu nehmen, und ihr klösterlich einsames Leben in dem Frauenkloster der Clarisserinnen zu Gmünd fortzusetzen. Fräulein Agnese hatte dieses Kloster gerade gewählt, weil ihre verstorbene Mutter in ihrer Kindheit dort erzogen worden war.

Das Kloster hatte auch das alte, blasse Mädchen gern und willig aufgenommen, denn es hielt

auf reiche und vornehme Himmelsbräute, und der Name der Landschaden von Flammersheim war ein uralter und sehr geachteter im Lande, ingleichen kam Agnese keineswegs mit leeren Händen. Wolfram hatte ihr eine sehr bedeutende Summe gegeben, und die guten Flammersheimer Bauern, obgleich sie im Anfang sehr über den Verlust ihres lieben, gnädigen Fräuleins gejammert hatten, ließen sich die Ehre nicht nehmen, ihre gnädige Fräulein Gevatterin, oder Pathe, für's Kloster auszusteuern. Es erhob sich ein rührender Wettstreit, Jeder gab über seine Kräfte, und so kam Fräulein Agnese als eine sehr reiche Himmelsbraut in das Kloster der Clarisserinnen zu Gmünd.

Die Probezeit Agnesens war auf ihre Bitte verkürzt worden, wir finden sie bereits mit Wimpel und Schleier, dem hochzeitlichen Gewande der Christusbräute.

Es ist Nachmittag, in dem mit klösterlicher Kokettenie und Pracht geschmückten Gemach der eremten und reichsfürstlichen Aebtissin befindet sich Niemand, und wir haben Zeit, uns darin umzusehen.

Da liegt auf einem Tische, dessen Platte präch-

tig mit Lapis Lazuli eingelegt ist, neben einem Rosenkranz von ächten Perlen, neben dem goldenen Prälatenkreuz und einer silbernen Glocke, zwischen Meßbüchern und heiligen Bildern ein breites Schwert, dessen Griff köstlich mit Edelsteinen besetzt ist — wie kommt das Schwert in die Zelle der fürstlichen Klosterfrau? ist's die Reliquie irgend eines kriegerischen Heiligen?

Ueber ein elfenbeinernes Kruzifix von beinahe Mannshöhe ist gar ein Federhut gestülpt, und die Reiherfedern hängen seltsamlich herein in das Antlitz des Gekreuzigten. Eine Profanation, um so häßlicher in einem Kloster, um so häßlicher bei einer Frau, um so häßlicher bei einer Katholikin, deren Glauben die Anbetung heiliger Bilder gebietet.

Das Gemach ist übrigens mit den herrlichsten Bildern der Heiligen und Kirchengeschichte geschmückt, aber da sieht man kein jüngstes Gericht, keine Kreuzigung, keinen unästhetisch halbgebratenen Laurentius, keine aufs Rad geflochtene Katharina — es sind im ganzen Zimmer nur liebe und schöne Bilder. Hier verkündigt ein himmlisch schöner Engel einer lieblichen Maria, daß sie das Heil der Welt

gebären werde, dort ist das hohe Lied Salomonis durch ein treffliches Bild dargestellt, man glaubt die süßen Schmeichelworte „meine Schwester, liebe Braut" zu hören, wenn man in das Antlitz des Bräutigams blickt; hier umarmt die Mutter Gottes den heiligen Franziskus, und dort begrüßen Sancta Clara und Sancta Cäcilia den Seelenbräutigam — ein feiner, ästhetischer Geschmack hat die Bilder geordnet, und jedes in sein rechtes Licht gestellt.

Ein heiteres Lachen erklingt, ein Vorhang rauscht zurück, und auf den Arm eines jungen Mannes in ritterlicher Kleidung gestützt, tritt ein etwa fünfundzwanzigjähriges Frauenzimmer in das Gemach, es ist die exemten, reichsfreie Fürstäbtissin des Clarisserinnenstiftes zu Gmünd.

Die hochwürdige, fürstliche Frau wirft sich lachend in einen weiten Stuhl neben dem Tischlein, ihre Wangen glühen, ihre braunen Augen schimmern in feuchtem Glanz, sie streckt ihre Arme aus nach dem jungen Mann, die Aermel des seidenen Nonnengewandes fallen bis an die Schulter zurück, und lassen zwei Arme von tadelloser Weiße und beinahe klassischen Formen sehen. Sie zieht den

jungen Mann in ihre Umarmung, und preßt ihre üppig vollen Lippen auf seinen Mund. Mit Feuer erwiedert der Ritter die Liebkosungen der Klosterfrau.

„Den Heiligen sei Dank, daß meine hochwürdige Muhme noch küssen und lieben kann!“ ruft er.

„Hast Du daran gezweifelt, Adelbert!“ fragt die Aebtissin, den Neffen an sich ziehend, der jetzt neben ihr in dem weiten Stuhl Platz gefunden, und sein vornehm feines Gesicht, von braunen Locken umgeben, dicht an das Gesicht der Muhme gelegt hat, und sie mit feurigen Augen anblickt.

„Darum eben bin ich ja Klosterfrau geworden, um zu küssen und zu lieben, süßer Narr!“ redete die Aebtissin weiter, „heirathen durfte ich ja Dich doch nicht, wo konnte ich Dich aber besser lieben, als hier in der heiligen Einsamkeit?“

„O Felicitas, was war ich für ein Narr, daß ich davon lief, als ich vernahm, Du habest den Schleier genommen!“

„Ja, ein rechter Narr,“ antwortete Felicitas, ich war ernstlich böse auf Dich, hättest Du nur

einige Tage gewartet! Doch jetzt laß uns nicht daran denken, sondern uns des Wiedersehens freuen, so bald laß ich Dich nicht wieder von mir, Du sollst sehen, daß wir armen Klosterjungfrauen süßere, heimlichere und himmlischere Freuden genießen, als Ihr armen Kinder der Welt."

Jetzt erblickte die Aebtissin den Hut ihres geliebten Vetters auf dem Cruzifix, die fromme Frau brach in ein lautes Lachen aus, das erst durch ein leises Klopfen an der getäfelten Doppelthür unterbrochen wurde.

Junker Adelbert von Hapt, so hieß der Vetter der Aebtissin, wollte sich hastig erheben, „störe Dich nicht," sprach diese ihn zurückhaltend, „es ist nur Perpetua, Du wirst ein reizendes Mädchen kennen lernen, hüte Dich, daß Du Dich nicht verliebst!"

Die silberne Handschelle der Aebtissin erklang, und ein junges Mädchen, in der Tracht der Laienschwestern des Ordens, eilte ins Gemach. Die Aebtissin hatte nicht gelogen, Perpetua war mehr als schön. Ihre Augen waren vom tiefsten Himmelblau, ihre Wangen frisch, roth, weich, ihre Lip-

pen voll, ihre Kleidung mit studirter Koketterie darauf berechnet, so viel als möglich von den Reizen sehen zu lassen, die sie zu bedecken gezwungen war.

„Was willst Du, Kleine?“ fragte die Aebtissin, und streckte der schönen Dirne gütig ihre volle Hand entgegen.

„O hätte ich gewußt, daß ich Euch in so schöner Gesellschaft stören würde, ich wäre nicht gekommen, meine Mutter!“ gegenredete Perpetua, und musterte ohne Verlegenheit den schönen Mann in den Armen der Aebtissin, der seinerseits ebenfalls kein Auge von der verführerisch-reizenden Laienschwester zu wenden vermochte.

„Hab' ich's nicht gesagt,“ lachte die Aebtissin, „sie haben sich gesehen und in einander verliebt, und Wir „durch Gottes Erbarmung und des heiligen Stuhles Gnaden exemte Aebtissin, so wie auch Fürstin im römischen Reich“ haben das Zusehen; aber Perpetua, was wolltest Du jetzt?“

„O welch schöner Mann, hochwürdigste Mutter!“ entgegnete die Laienschwester, und reichte ihr

zierliches Händchen dem Junker, dieser ergriff es, und drückte es inbrünstig an seine Lippen.

„Heilige Clara, steh mir bei!“ rief die Aebtissin, „er betet schon zu Sancta Perpetua, er ist verzückt, aber Du, Kleine, jetzt rede, sonst —“ bei diesen Worten ergriff sie eine jener leichten Geißeln, aus weichen, seidenen Bändern leicht zusammengeschlungen, die von galanten Beichtvätern eigens für ihre zarten Beichttöchter erfunden worden sind — die Aebtissin Felicitas schüttelte die **disciplina gynopygiana**, wie man in der Kirchensprache eine solche weiche Geißel nennt, vor der Laienschwester, und drohte ihr damit, das Mädchen aber, eben unter den Küssen des Junkers erglühend, rief liebetrunken: „schlagt nur, schlagt nur, ehrwürdige Mutter, ich kam Euch zu sagen, daß ein Pater Busenbaum von der Gesellschaft Jesu angekommen, der dringend um eine Audienz bei Euch bittet!“

„So geh, Kleine, und laß ihn durch den Pater Confessor und den Herrn Stiftsvogt in das Audienzzimmer führen, Du kannst nachher wieder

kommen, und diesem schönen Herrn hier Gesellschaft leisten!"

Wie ein Wirbelwind flog das Mädchen hinaus, die Aebtissin aber erhob sich und sagte, ihr Prälatenkreuz an sich nehmend, „laß Dir die Zeit nicht lang werden mit dem kleinen Mädchen, Adelbert, hoffentlich bin ich bald wieder hier!"

„Du bist eine Göttin, Felicitas!" rief der Junker, die geistliche Frau glühend umarmend, „ich weiß nicht mehr, ob ich noch auf Erden bin, oder im Himmel!"

„Du bist in einem Kloster, Närrchen, und wirst nicht Lust haben, so bald in den Himmel zu gehen!" erwiederte die Aebtissin, gab dem Junker einen leichten Schlag auf die Wange und ließ ihn dann allein.

Der Junker von Hapt bleibt nicht lange einsam, Perpetua wird ihm Gesellschaft leisten, folgen wir der Aebtissin. Die fürstliche Frau schreitet durch mehrere stille Gemächer, die alle mit wahrhaft königlichem Luxus ausgestattet sind, dann tritt sie in ein Zimmer, in welchem zwei Klosterfrauen

ihrer harren, diese legen ihr das geistliche Gewand um, küssen ihr die Hände, empfangen ihren Segen und geleiten sie in einen kleinen Saal, in welchem sie von dem Stiftssyndicus, dem Stiftsvogt und drei chargirten Nonnen empfangen wird, Thürsteher öffnen gravitätisch beide Flügel der Thüre, die in das Audienzzimmer führt, die Aebtissin tritt mit ihrem Gefolge ein, und nimmt dann auf dem hochlehnigen Stuhle Platz, der auf einem Teppich unter einem Baldachin im Saale steht. Sie allein sitzt, alle Uebrigen stehen.

„Was bringt Ihr uns, Ehrwürden?" fragt die schöne Frau den uns schon bekannten Jesuiten Busenbaum, der, vom Beichtvater des Klosters geführt, langsam herantritt, und staunend und betroffen scheint von der Schönheit der Aebtissin.

„Fürstliche Gnaden," beginnt er mit wohllautender Stimme, „ich hatte vor etwa zwei Jahren die Ehre, an Euch zu schreiben!"

„Wir entsinnen uns Eures Namens, Ehrwürden!"

„Ich bringe Euch nun mit geistlichem Gruß und Segen unseres hochwürdigen Pater Generals die dreihundert Goldgulden für die Erziehung des Kindes —“

„Wir sind Euch für Beides, für den Segen wie für das Geld, dankbar, unser armes Stift hat viel verloren in diesen traurigen Zeiten, in denen die Ketzerei ungescheut ihr Haupt erhebt!“

Andächtig schauten alle Anwesenden mit verdrehten Augen gen Himmel.

„Habt Ihr sonst noch ein Anliegen an uns?“ fragte die geistliche Fürstin weiter, die nicht Lust zu haben schien, die Audienz länger als nöthig auszudehnen.

„Fürstliche Gnaden, ich habe Auftrag das Kind zu sehen!“ sagte der Jesuit bescheiden.

„Und Euch von seinem Leben zu überzeugen!“ fiel ihm die Aebtissin lächelnd ins Wort, „ja, die hochwürdigen Herrn von der Gesellschaft Jesu gehen sicher hier wie überall —“

Der Priester verneigte sich geschmeichelt.

„Fromme Schwester," fuhr die Fürstäbtissin fort, „welcher von meinen heiligen Töchtern ist gegenwärtig die Sorge für das uns anvertraute Kind anheim gegeben?"

„Der Schwester Agnese, hochfürstliche Gnaden!" antwortete die Superiorin des Klosters mit tiefer Neigung.

„Laßt die Schwester Agnese mit dem Kinde vor uns erscheinen!"

Eine der Nonnen entfernte sich eilig, und der Priester fragte:

„Darf ich vielleicht wissen, fürstliche Gnaden, welchen Namen die fromme Schwester Agnese in der Welt geführt hat?"

„Es ist eine Freiin Agnese von Landschaden aus dem Hause Flammersheim, eine sehr gute Familie, die fromme Schwester bat uns, ihr den Namen Agnese zu lassen, wir haben in ihre Bitte gewilligt, wir finden den Namen Agnese sehr passend für eine Klosterjungfrau, für eine keusche Cristusbraut!"

In diesem Augenblick trat die gute Agnes ein, das alte Mädchen war noch bleicher geworden, noch magerer, Agnesens Gang war unhörbar fast, sie führte einen schönen, vielleicht dreijährigen Knaben mit sich, küßte demüthig die Hand ihrer geistlichen Mutter und hieß dem Knaben ein gleiches thun. Der Jesuit warf einen prüfenden Blick erst auf den Knaben, dann auf Agnese, er schien befriedigt.

„Kennst Du mich, kleiner Heinrich?" fragte die Fürstäbtissin den Knaben gütig, der ohne alle Verlegenheit sich rings um schaute in dem Kreise.

„Ich kenne Dich, Du bist die gnädige Mutter, die alle lieb haben, weil Du so gut und lieb bist, Du hast mich ja oft geküßt und mir süße Früchte geschenkt!"

„Kannst Du das ave maria beten, liebes Kind!" forschte die Aebtissin weiter.

Der Knabe begann mit großer Geläufigkeit das lateinische Gebet herzusagen.

„Weißt Du, was Du sprichst?" fragte der Jesuit, plötzlich einen Schritt vortretend. Der Knabe starrte ihn eine Weile verwundert an, dann

rief er offenherzig: „alle guten Menschen beten so, sagt Mutter Agnes, betest Du nicht so?“

Der Jesuit trat zurück und flüsterte dem Beichtvater der Aebtissin einige Worte zu, dieser näherte sich der geistlichen Fürstin, die eben Agnes mit dem Knaben fortschickte, und schien sie um etwas zu bitten. Die schöne Frau besann sich eine Weile, dann nickte sie und verließ endlich, die Anwesenden leicht grüßend, den Saal. —

Es ist am Abend dieses Tages, die Aebtissin schreitet unmuthig in einem kleinen, einfach decorirten Zimmer auf und ab.

„Muß ich hier auf den Priester warten, hatte mir vorgenommen, diesen Abend mit Adelbert, Perpetua, Eusebia, Hedwig und dem braven Gundaccar hinzubringen, heiter und toll, wie ich's liebe, und nun muß mir das Pfaffengespenst in den Weg treten und mir meine Freude verderben! was wollen diese Jesuiten von mir, ich bin gar nicht ehrgeizig, ich will das Leben genießen, ich möchte nicht des Papstes Frau sein, wenn der arme Narr in Rom heirathen dürfte — ich werde den Herrn Busen-

baum, übrigens ein schöner Mann, schnell genug abfertigen, wenn der Mann kein Narr wäre, kein Pfaff durch und durch, er könnte heute Abend mit uns singen und küssen und trinken?"

Sie klingelte. „Anastasia," sagte sie dann zu der eintretenden Klosterschwester, „sei ein gutes Kind, und sieh nach, ob Wein genug mit Gewürznägelein und Zimmt und Zucker abgekühlt wird für uns, ich werde nicht lange hier sein!"

Noch zwei Minuten, und Pater Busenbaum trat in das Gemach. Aber der Pater schien jetzt ein ganz anderer Mensch, als vorher bei der Audienz, ein verbindliches Lächeln lag auf seinem klugen, einnehmenden Gesichte, mit weltmännischem Anstande näherte er sich der Fürstäbtissin, küßte zärtlich die schöne Hand der geistlichen Dame, und führte diese zu ihrem Sessel, während er selbst stehen blieb.

„Fürstliche Gnaden," begann er dann lächelnd, sind mir ein wenig böse ob meiner Zudringlichkeit, ich weiß, ich weiß —" setzte er hastig hinzu, als er bemerkte, daß Felicitas reden wollte, „aber mein Pater General ist daran Schuld, unser General ist

nicht nur ein sehr heiliger Mann, er ist etwas besseres als das, er ist ein sehr galanter Mann —"

„Und seine Söhne streben ihm mit Erfolg nach!" fügte die Aebtissin ein.

Der Jesuit küßte wieder die schöne, weiche Hand, die ihm willig überlassen wurde, und fuhr dann fort: „der General hat von der Schönheit der Mutter der heiligen Clarisserinnen gehört, er will dankbar sein für die ihm durch die Aufnahme des Knaben bezeigte Gnade, er bittet Euch, fürstliche Gnaden, ein kleines Geschenk nicht zu verschmähen, das er Euch durch mich sendet!"

Die Aebtissin sah den Jesuiten an, dieser lächelte, „die Sache ist unbedeutend, aber, die Südfrüchte und die Confituren dieser Art sind selten in Deutschland, und die Weine sind uralt und edel, ich bringe Ihnen Lacrymae Christi, Thränen, die sicher der Herr vor Freuden geweint haben würde, wenn er Euer holdseliges Antlitz gesehen hätte! — Fürstliche Gnaden, im Vertrauen auf Eure Güte habe ich die kleinen Gaben bereits in Eure Wohnung schaffen lassen!"

Die Fürstäbtissin lachte, „Euer General versteht sich auf meine schwachen Seiten, Ehrwürden, **Lacrymae Christi**, süße Orangen, Confituren, er konnte mir nichts besseres senden, aber was verlangt er dafür?"

Der Jesuit küßte nochmals die Hand der geistlichen Fürstin, und dieses Mal mit merklich mehr Feuer, als früher, dann sagte er seufzend: „wenn mein General hier wäre, so weiß ich nicht, ob er nicht unbescheiden genug wäre, etwas Süßeres als **Lacrymae Christi** von Ew. fürstlichen Gnaden zu verlangen, ich, als sein Bote, habe keinen weitern Auftrag!"

„Euer General muß das Muster eines feinen Mannes sein, wenn er Euch noch übertrifft an Galanterie!" erwiederte die Aebtissin sehr geschmeichelt.

„An Galanterie übertrifft er mich gewiß, schwerlich aber fühlt er die Gluth der Leidenschaft, die mich jetzt ergreift," sprach der Jesuit leise, und drückte die Hand, die er noch zwischen seinen Fingern hielt, gleichsam entzückt an seine Brust, und

er heuchelte nicht ganz, denn seine Wangen waren purpurisch geröthet, seine großen Augen flammten, seine Stimme zitterte vor innerer Aufregung. Mit größter Genugthuung bemerkte Felicitas den Eindruck, den ihre Reize auf den schönen Priester machten.

„Ihr werdet einige Tage unser Gast sein!" sagte sie freundlich, indem sie ihre Hand achtlos in der des Paters ließ.

„So werde ich also einige Tage im Himmel sein!" erwiederte der Jesuit.

„Aber vergeßt nicht, daß Ihr unter lauter Bräuten seid!" scherzte Felicitas leichtfertig.

„Ja!" rief der Jesuit, auf diesen Ton eingehend, „aber unter Bräuten ein und desselben Bräutigams, wäre ich dieser Bräutigam, ich schickte alle diese Bräute fort, um nur Eine zu lieben —"

„Und die wäre?" fragte Felicitas neckend, sie wußte recht gut, wen der Jesuit meine.

Der Priester sank auf die Knie vor der schönen Christusbraut, und rief blasphemirend und lei-

denschaftlich zugleich: „Du, Du allein solltest dann die Königin des Himmels sein!“

„Ein Glück für die arme Jungfer Maria, daß Ihr nicht Gott seid!“ gegenredete die Aebtissin, und küßte feurig den Priester, der nun aufsprang, das üppige Weib in seine Arme schloß, und, an ihrem Halse hängend, Himmel und Erde um sich in seliger Trunkenheit vergaß.

Felicitas, vielleicht vertrauter noch als der Priester mit solchen Scenen, gewann zuerst die Sprache wieder. „Kommt!“ sagte sie, „drüben wartet meiner eine Gesellschaft, reizende Mädchen, schöne Männer, feine Speisen, edler Wein, Ihr werdet Euch wohl fühlen dort, jetzt freue ich mich Eurer Ankunft, anfänglich hielt ich Euch für einen frömmelnden Pfaffen!“

Neue Küsse, neue Umarmungen, endlich zog die Aebtissin ihren neuen Liebhaber mit sich fort durch eine ganze Reihe matt erleuchteter Zimmer bis ihnen eine glänzende Helle entgegen strahlte, und Felicitas den Pater Busenbaum mit lautem Lachen in eine Gesellschaft von zwei Herren und

mehreren Damen führte, welche letztern alle das geistliche Gewand der heiligen Clara trugen.

Der Junker Adelbert von Hapt, der Jugendgespiele der Aebtissin, mit seinem feinen, aristokratischen Gesicht und seinen braunen Locken, ist uns bereits bekannt, er sitzt neben unserer verführerischen Freundin Perpetua, und tändelt mit den weißen Händen, mit den faltigen Gewändern der Laienschwester, deren verführerische Koketterie ihn seines ganzen, ohnehin geringen, Vorrathes von Verstand beraubt zu haben scheint. Ein ganz anderes Ansehen hat ein derber, breitschulteriger, starkknochiger Edelmann mit blitzenden Augen und starkem, schwarzen Bart- und Haupthaar, höchst nachlässig ist seine Haltung, nachlässig seine, übrigens prachtvolle, Kleidung, es ist Gundaccar von Meersfelden, ein adeliger Lehnsträger des fürstlichen, geistlichen Stiftes, und liebster Gesellschafter der Aebtissin. Der adelige Vasall des Stiftes hat seinen linken Arm vertraulich um die Nonne Hedwig geschlungen, die ihn mit ihren schmachtenden, vergißmeinnichtblauen Augen anschaut, und an seiner Brust stumm und

still ruht, wie ein frommes Kind an der Brust des Vaters, während der edle Gundaccar mit der andern Nonne plaudert, die zu seiner Rechten sitzt. Eusebia, so heißt die Nonne, ist nicht so zart und schmachtend wie die blonde Hedwig, vielleicht nicht so verführerisch und kokett wie Perpetua, äußerlich auch nicht so üppig wie die schöne Aebtissin, aber sie ist anziehender als Alle. Ihr ovales, sanft geröthetes Antlitz ist geistvoll, ihr dunkles Auge verräth eine Intelligenz, die man in den Gesichtern der übrigen Mädchen vergeblich sucht; Eusebia ist nicht groß, aber sie erscheint groß durch die Haltung ihres Körpers, dessen Formen nicht die Fülle des der Aebtissin haben, nicht die Zierlichkeit des der Perpetua, die aber imponiren durch ihre klassische Regelmäßigkeit. Während Hedwig schmachtend lispelt, und Perpetua lacht, lächelt Eusebia, und redet mit so wohllautender Stimme, daß es schon angenehm wäre, sie reden zu hören, auch ohne sie zu verstehen. Aber sprechen mußte man mit dieser nicht mehr ganz jungen Nonne, im Gespräch war sie unwiderstehlich, in das harmloseste Geplauder wußte sie Dinge zu mischen, die den

Hörer fesselten, jedes ihrer Worte fiel wie ein Widerhaken in den Geist, oder die Phantasie, und ließ sie nimmermehr ledig. Die Gesellschaft saß um einen kleinen, runden Tisch, über dessen weißes Tuch, nach Sitte der Zeit, noch ein rothes gebreitet war, auf dem in köstlichen Gefäßen jene Vorgerichte standen, mit denen unsere Vorfahren ihren Appetit schärften zum eigentlichen Essen. Das ganze Gemach war durch Ampeln, die von der Decke herab hingen, erleuchtet. Das war die Gesellschaft, in welche der Jesuit durch die schöne Felicitas eingeführt wurde; mit heiterem Gelächter wurde der Pater empfangen, man störte sich gar nicht, Perpetua scherzte ziemlich frei über den Namen des Pater Busenbaum, dieser ging mit großer Gewandtheit auf jedes Gespräch ein, und fand sich bald ganz heimisch in dem kleinen, epicurischen Kreise, der dem Klosterleben, den heiligen Gelübden, der christlichen Moral, Hohn sprach und Sybaris in ein deutsches, geistliches Frauenstift versetzte.

Man genoß sehr mäßig von den marinirten Fischen, von den scharfgewürzten Eidottern, und den

in Aquavit eingelegten Früchten, kleine goldene Becher mit dem kräftigen, schweren Weine der Berge und Hochebenen von Burgund machten den Beschluß — dann klatschte die Fürstäbtissin in die Hände, und alsbald erschienen zwei dienende Klosterschwestern, nahmen das rothe Tuch und die Voressen ab, und besetzten nun den Tisch mit den kostbaren Gerichten des eigentlichen Abendessens.

Große silberne Kannen, mit den edelsten Weinen gefüllt, standen zwischen den Schüsseln, emsig füllten die zarten Hände der üppigen Nonnen die Becher der drei Männer, feines Witzgefecht entspann sich hier und dort, heiteres Lachen klang in das Klirren der Messer und Gabeln, und würdig war die Vorbereitung zur nachfolgenden Orgie.

Endlich wurde auch das zweite Tafeltuch abgenommen, ein gar kunstreich gearbeitetes Faß, von schwarzem Eichenholz mit silbernen Reifen, lag auf der nackten Marmorplatte des Tisches, der edle Gundaccar nahm Platz vor dem silbernen Hahn, und neben ihm, zu seiner Linken, stand ein ciselirtes Bret mit sieben großen, geschliffenen, venetiani=

schen Deckel= und Henkelgläsern. Silberne Körbchen mit rothbäckigen Aepfeln, getrockneten Trauben von Malaga, Zuckerwerk von Paris und köstliche Orangen bedeckten die Platte.

Gundaccar öffnete den Hahn, abgeglühter, gesüßter und starkgewürzter Wein füllte dunkelroth die großen Gläser, kunstverständig kostete die Aebtissin, dann rief sie laut: „Es lebe das Vergnügen!“ und jubelnd stimmte die Gesellschaft ein. Nun wurde Glas auf Glas geleert, purpurisch rötheten sich die zarten Wangen der Nonnen, die Augen begannen zu funkeln, in zärtlichem Drucke fanden sich die Hände. „Gebt's weiter!“ rief die Fürstäbtissin, und küßte den Mund des Pater Busenbaum, dieser küßte feurig die holden Lippen Hedwig's, deren Schmachten heißes Verlangen geworden, Hedwig küßte Gundaccar, Gundaccar Eusebien, die sich dann mit unnachahmlicher Grazie nach dem Junker Adelbert neigte und unter dem Kuß flüsterte: „nicht meinen Kuß gebt dem Kinde Perpetua, gebt ihr einen Eurer eigenen, ihr ist gewiß mehr damit gedient;“ als Perpetua Adel=

berts Kuß empfangen, richtete sie sich hochathmend auf, sprang zu der Aebtissin, küßte dieselbe hastig und rief lachend: „da hast Du Deinen Kuß wieder, heilige Mutter, und noch ein halbes Dutzend dazu, ich bin nicht geizig!“

Immer lauter wurden die Stimmen, immer deutlicher die Mienen. „Gebt uns ein Lied!“ verlangte Eusebia. „Gieb Du selbst eins!“ erwiederte die Aebtissin, „Gundaccar, Ihr und Eusebia den Wechselgesang!“

Sogleich intonirte Herr Gundaccar im tiefsten Baß:

„Sie hatten mir genommen
Mein holdes, heißes Lieb, —
Wer sagt mir, wo's geblieben
Mein holdes, heißes Lieb!“

Eusebia antwortete im reinsten Sopran:

„Sie haben mich im Kloster
Verborgen und versteckt,
Ich hab Dein Lied vernommen,
Dein Lied hat mich geweckt!“

Und Herr Gundaccar:

„So komm in meine Arme,
Das heil'ge Kloster laß,
Ich will Dich küssen und lieben,
Und küssen ohn' Unterlaß"

Und Eusebia wieder:

„O nein, o komm in's Kloster,
Die Nonnen küssen all,
Weißt nicht, wie fein sichs liebet
Bei heilgem Orgelschall."

Und beide schlossen dann, sich die Hände reichend und sich küssend:

„Da sind wir nun im Kloster,
Die Nonnen küssen all,
Wie fein ist küssen und lieben
Bei heil'gem Orgelschall!"

Nicht Gundaccar und Eusebia allein küßten sich, nur die arme Hedwig war leer ausgegangen, sie sah betrübt um sich, bis sie Pater Busenbaum für ihren Verlust reichlich entschädigte.

„Fort mit dem Plunder!“ rief jetzt die Fürstäbtissin, und warf ihr seidenes Nonnengewand von sich — ihr Nacken und ihre Arme waren bloß, und staunend bewunderten die Männer die wundervolle Weiße des Teints, denn dieser Teint war so blüthenweiß, daß das feine, holländische Linnen, was Felicitas Brust bedeckte, gelblich aussah auf dieser Haut. Die Nonnen folgten dem Beispiel der Oberin, und auch der weinglühende Jesuit warf seine Soutane von sich.

Gesang auf Gesang, Glas auf Glas, Kuß auf Kuß — die Orgie war in ihrem vollsten Gange, zuweilen drangen die Klänge der Klosterglocke in das Gemach, man begleitete sie mit Gläserklingen und unzüchtigen Liedern aller Art, man spottete der armen Schwestern, die jetzt frostschauernd zur Kirche eilten, man verhöhnte laut die kirchlichen Gebräuche, man sang eine Messe und travestirte den katholischen Cultus durch einen Cultus der raffinirtesten Sinnlichkeit. Endlich, als die Begierden gar zu laut zu sprechen begannen, entfernte sich ein Paar nach dem andern

in die weniger hell erleuchteten Zimmer — mehr als ein Klostergelübde ward gebrochen — so gings zu im siebzehnten Jahrhundert in manchem geistlichen Stifte. —

# XI.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch ist sie immer neu,
Und wem sie just passiret,
Dem bricht sie's Herz entzwei.

(H. Heine.)

Ritter, treue Schwesterliebe
Widmet Euch dies Herz,
Fordert keine and're Liebe
Denn es macht mir Schmerz;
Ruhig mag ich Euch erscheinen,
Ruhig gehen sehn,
Eurer Augen stilles Weinen
Kann ich nicht verstehn.

(Fr. v. Schiller.)

Ein kleines, reinliches Dorf ist es, abgeschieden von den großen Heerstraßen, von dem großen

Verkehr, dicht an den Grenzen Deutschlands und Hollands gelegen, wohin wir unsern Leser führen. Deutschgemüthlich liegen die wenigen Häuser dicht an einander, holländisch-reinlich, von grünen Wiesen umgeben, macht das Dörflein einen wohlthätigen, angenehmen Eindruck auf die wenigen Wanderer, die sich in diesen Grenzwinkel verirren. In diesem abgelegenen Orte lebt schon seit Monaten ein unruhiger Geist, der Michael von Obentraut, der „Deutsche Michel," hier sammelt er die Reiter, mit denen er dem Dänenkönige zuzuziehen gedenkt, dem dänischen Christian, der die Danebrogsfahne erhoben hat, um sein Leben und seine Krone in die Schanze zu schlagen für den Protestantismus.

Wir finden unsern Helden in einer der besten Hütten des Dorfes, auch hier in der friedlichen Einsamkeit ist der Deutsche Michel bepanzert und bewehrt. Er sitzt auf einer harten Holzbank der Bauernstube, aber rechts und links neben ihm sitzen zwei Frauenbilder, auf denen sein blaues Auge abwechselnd mit dem zärtlichsten Ausdrucke ruht. Johanna, sein Weib, Gertrud, seine Toch-

ter, der Obentraut hätte nicht der „Deutsche Michel" sein müssen, wenn er sich nicht glücklich gefühlt hätte in diesem Augenblick, im Hinblick auf die beiden geliebten Wesen, die ihm so nah angehörten. Und wohl, er fühlte sich glücklich in solchen Stunden, der trutzige Vorkämpfer der neuen Lehre, er war ein gemüthlicher, deutscher Hausvater in solchen Stunden, der gefürchtete Reiterfeldherr, aber auch nur, wenn er sein Haupt an seiner Johanna Busen lehnte, oder wenn er in die süßen, unschuldigen Augen Trudchen's blickte, fühlte er sich glücklich, beruhigt, zufrieden; war er aber allein, oder trat er zu der kleinen Schaar, die er bereits gesammelt, dann pochte das alte Kriegerherz gewaltig an den Stahlpanzer, dann sehnte er sich hinaus in die freie, lustige Feldschlacht, dann mußte er mit Gewalt den Kampfruf unterdrücken, seine Augen blitzten, und unwillkürlich legte sich die eiserne Rechte mit gewichtigem Druck um den Schwertgriff. Schon längst wäre der Deutsche Michel wieder hinausgestürmt in den Kampf, schon längst wäre sein „Prag und Hagenau" wieder frisch erklungen durch die Gauen Deutschlands, den

Katholiken zum Schrecken, den Protestanten zum Trost, wenn ihn nicht immer und immer wieder die Sorge zurück gehalten hätte, die Sorge um Weib und Kind. Jetzt aber hielt ihn nichts mehr zurück, den grauen Helden, denn der Herzog von Sachsen=Weimar, der für jetzt in dänischen Diensten stand, hatte zu ihm gesendet, und ihn zum Generallieutenant über seine Kavallerie gesetzt.

„Also, Du gehst wirklich von uns, lieb Vater?" fragte Gertrud den Deutschen Michel.

Johanna sprach kein Wort, aber dieselbe Frage war in ihren Augen zu lesen.

„Was du thun willst, thue bald," erwiederte Obentraut, ich gehe morgen, klein Trudchen!"

„Und wir begleiten Dich!" fragte Johanna erwartungsvoll.

„Nein, gutes Weib!" gegenredete Obentraut eifrig, „weit davon, ist gut vor'm Schuß, wer sich muthwillig in Gefahr begiebt, kommt darin um, es ist der Krieg ein roh gewaltsam Handwerk, ich

sende Euch nach dem Haag zu meiner gnädigsten Frau Churfürstin!"

„An des Mannes Seite ist des Weibes Stelle!" rief Johanna, „so mich Gott nicht verlassen möge in meinem letzten Stündlein, ich werde Dich nicht verlassen im Leben, Obentraut!"

„Gutes Weib!" sagte Michel nachdenklich, „soll ich denn zu Felde ziehen mit Weib und Kind?"

Die beiden, Johanna und Gertrud, sagten jetzt nichts mehr, denn sie sahen es an den Mienen des Gatten und Vaters, daß sie ihren Wunsch erreicht, daß sie vereint nach der Niederelbe ziehen würden, wo der Dänenkönig sein Banner aufgepflanzt hatte. Gertrud ließ die beiden Gatten allein, und begab sich in das kleine Gärtchen am Hause, das mit bunten Herbstblättern bestreut war, in welchem hier und da noch eine Aster, ein nachgeborenes Kind der Natur, im Herbstwinde schwankte. Die zarte Jungfrau trug nicht mehr das bäurische Gewand, in dem wir sie kennen gelernt, ein dunkelfarbiges, seidenes Schleppkleid umwallte den nun entwickelten

Wuchs; nicht mehr in Zöpfe geflochten war das schwere goldblonde Haar, in freien, natürlichen Locken umrollte es das liebliche Köpfchen, am Hinterkopf allein durch eine dunkle Bandschleife zusammen gehalten; Gertrud's milde, süße, blaue Augen hatten jetzt jenen halb bewußten, halb träumerischen, so überaus anziehenden Ausdruck, den man nur in den Augen liebender Mädchen findet.

Trudchen setzt sich nieder unter dem alten Nußbaume auf die kleine Holzbank, lehnt sich an den Stamm des Baumes, und hält ihre beiden Hände vor das Antlitz. Lange sitzt sie so, tief träumend, und helle Thränen quellen hervor zwischen den kleinen Fingern, helle Thränen, erpreßt von dem süßen Schmerz, von dem zagen Sehnen ächter Liebe.

Gertrud bemerkt es nicht, daß sich Schritte nähern, und zieht erst ihre Hände vom Antlitz, als Wolf, Käthchens Bruder, dicht vor ihr steht. Der junge Mann ist männlicher und schöner geworden, aber tiefer Gram liegt auf seinem Antlitz, beide Hände über dem Küraß gefaltet, steht er vor dem

Fräulein und sagt mit leiser, trauriger Stimme, so leise und so traurig, daß sie seltsam abstich gegen seine kriegerische Kleidung und sein soldatisches Aussehen: „Ihr weint schon wieder, mein liebes, gnädiges Fräulein, vertraut mir doch Euren Kummer, ich habe ja nun Niemand mehr auf der Welt, als just Euch, liebes, gnädiges Fräulein!"

Gertrud lächelte dem Bruder ihres Käthchens unter Thränen zu, und reichte ihm ihre weiche Hand, die der Soldat inbrünstig küßte.

„Guter Wolf!" sprach Gertrud, indem sie ihre Hand zurückzog, aber den jungen Mann dabei so freundlich ansah, daß es wie heller, heller Sonnenschein über sein gebräuntes Antlitz flog.

„Warum seid Ihr so traurig, liebes, gnädiges Fräulein?" fragte der Reiter wieder.

„Soll ich nicht traurig sein, guter Wolf!" antwortete Gertrud, „wenn ich Euch, den Bruder meines Käthchens, so traurig sehe!"

Wolf warf einen fragenden Blick auf das schöne Fräulein, dann sagte er ganz leise, und wie

erschrocken vor seiner eigenen Kühnheit: „und es liegt doch ganz in Eurer Hand, mein liebes, theures Fräulein, mich ganz glücklich zu machen!“

Gertrud wußte recht gut, was Wolf meinte, warum er so traurig geworden, aber ihr ächt weibliches, argloses Gemüth wollte Offenheit, Gertrud wollte den armen Wolf nicht vergebens hoffen lassen.

„Guter Wolf,“ sagte sie gütig, „wenn es in meiner Hand stände, Euch glücklich zu machen, so wäret Ihr es längst, sagt, was soll ich thun?“

Es arbeitete mächtig in Wolfs Zügen, er wechselte die Farbe, seine Bescheidenheit stritt mit seiner Leidenschaft, Trudchen hatte einiges Mitleid mit ihm, aber das junge Mädchen hatte noch zu wenig Erfahrung in diesen Dingen, war selbst zu heftig bewegt, um dem armen Wolf helfen zu können, wie sie so gern gemocht, deßhalb wartete sie still, bis Wolf stammelte: „ich, ich bin unschuldig, mein liebes, liebes Fräulein, ich liebe Euch!“

Trudchen, obgleich sie eigentlich nichts anderes erwartet hatte, war doch heftig erschrocken über

dieses offene Geständniß, und es dauerte eine ziemliche Weile, ehe sie die Augen wieder aufzuschlagen vermochte und den guten Wolf ansehen konnte, der zitternd wie ein armer Sünder vor ihr stand, und sein Urtheil erwartete.

„Ihr liebt mich, lieber Wolf," sprach das holde Kind endlich zagend, „ja, liebt mich immer, ich will Euch Eure Schwester, mein gutes Käthchen, ersetzen, ich will Eure Schwester sein, Wolf, wollt Ihr? soll ich Eure Schwester sein? wollt Ihr mich nicht zu Eurer Schwester?" setzte sie hastig hinzu, ohne den jungen Mann anzusehen; der aber stand bleich, wie eine Bildsäule, vor dem Fräulein.

Das weiche Herz Trudchen's fühlte sich unglaublich gedrückt durch Wolfs Schweigen, mit beiden Händen faßte Gertrud Wolfs Hand und sagte mit dem rührendsten Schmeichelton: „so sagt doch, Wolf, wollt Ihr nicht mein Bruder sein?"

„Starr blickte der junge Mann das Mädchen seiner Liebe an, große, schwere Tropfen hingen an seinen Wimpern, und Trudchen's blaue Augen begannen überzufließen vor unendlicher Wehmuth.

„Seid Ihr mir böse, gnädiges Fräulein, ob meiner Kühnheit?“ fragte er endlich gepreßt.

„Ich Euch böse?“ erwiederte Gertrud aufstehend, „ich liebe Euch wie meinen Bruder!“ und dabei sah sie dem Reiter so lieb, so traurig-freundlich in die Augen, daß dieser es nicht mehr zu ertragen vermochte und in ein lautes Weinen ausbrach. Trudchen mischte ihre Thränen mit den seinigen, das gute Kind machte sich wirklich Vorwürfe über den Schmerz, den sie dem Bruder ihres Käthchens bereitete, und begann so naiv zu trösten, daß es jeden Andern getröstet haben würde, nur einen Liebenden nicht, einen Liebenden, dem die Liebe das Herz gebrochen.

„Ach seid doch ruhig, guter Wolf!“ sagte sie, „Ihr würdet nicht so weinen, wenn Ihr wüßtet, wie viel Schmerz mir Eure Thränen machen, ach, es ist doch recht traurig, daß Ihr mich gerade liebt, und noch trauriger, daß ich Euch nicht so lieben kann, wie Ihr wollt, ich bin unschuldig, ich kann doch nichts dafür, daß ich Euch nur wie einem lieben Bruder gut bin!“

„Mein liebes, liebes, gnädiges Fräulein!“ schluchzte Wolf, der die gewaltigsten Anstrengungen machte, seiner Aufregung Herr zu werden.

„Seht!“ fuhr Gertrud fort, ich war Euch gleich gut, als ich Euch zum ersten Male sah und Ihr mich für Eure Schwester hieltet, ich dachte viel an Euch, und das gute Käthchen, Gott hab' es selig, neckte mich viel, und sagte mir so lange, ich müsse Eure Frau werden, bis ich es selbst glaubte —“

Wolf hörte mit blitzenden Augen zu, seine Thränen versiegten, noch einmal faßte er Hoffnung.

„Da kamt Ihr nach Flammersheim, wißt Ihr, Ihr sanget und kamt zu mir und knietet vor mir, da fühlte ich's tief im Herzen, daß Eure Liebe zu mir eine ganz andere, als meine zu Euch — ich habe viel darüber geweint, und das gute Käthchen hat mich erst gescholten, und dann auch mit geweint, aber es half nichts, ich wußte, daß Ihr meiner als einer Braut und Gattin begehrtet, Ihr hattet nichts gesagt, aber ich wußte es, und ich

konnte Euch doch nicht anders als einen Bruder lieben! —

„Mein liebes, liebes, gnädiges Fräulein!“ flüsterte Wolf tieftraurig, aber jetzt gefaßter als vorher.

Trudchen aber, die bemerkte, wie beruhigend ihre Worte auf Wolf wirkten, fuhr eilig fort: „seht, Wolf, daß es zwei verschiedene Arten von Liebe giebt, das habe ich nachher recht, recht schwer empfunden, auch ich bin unglücklich, wie Ihr, und ich will Euch, wie eine Schwester, mein Leid klagen, und Ihr werdet mich nicht schelten, sondern bedauern, wie ich Euch bedaure, uns hat die Liebe beide unglücklich gemacht. Seht, da kam der kaiserliche Officier, der mich hierher brachte, der Freiherr von Landschaden, in jener Schreckensnacht nach Flammersheim, ich habe es noch Niemandem gesagt, aber Euch, Wolf, sag ich's, ich liebe den Freiherrn und er, er liebt mich nicht!“

„Wie ist es möglich, Euch nicht zu lieben!“ rief Wolf hastig.

„Das sagt Ihr so, Wolf!“ lächelte Gertrud allerliebst betrübt, „weil Ihr mich liebt, und was hülfe mir es denn auch, wenn mich der Freiherr liebte, er ist ja kaiserlich und katholisch!“ —

„O, wenn's das wäre, was gälte mir der Kaiser, was gälte mir der Glaube, wenn ich Euch erobern könnte!“ brach Wolf leidenschaftlich aus.

„Wolf, besinnt Euch!“ entgegnete Trudchen ernst, „Ihr frevelt, Ihr werdet nicht Euren Eid und Euren Glauben verlassen einer einfältigen Dirne halber, geht!“

Wolf, den die Leidenschaft fast zu ersticken drohte, küßte stumm die Hand Gertrud's, dann wendete er sich hastig ab und ging davon, das gute Kind aber saß unter seinem Nußbaum und weinte heftig.

Da kam Johanna, sie war erstaunt, Trudchen so ganz außer sich zu finden, das offenherzige Kind schüttete all seinen Schmerz, seinen Gram vor ihr aus, und Johanna hatte selbst zu viel Liebesschmerz getragen, um nicht Gertrud's Schmerz begreifen, würdigen und mitfühlen zu können. Der erfahre-

nen Frau gelang es endlich, auch das geliebte Kind Obentraut's zu beruhigen, sie führte es hinein in die Hütte, nicht ahnend, welcher Prüfung sie entgegen ging.

Als Johanna mit ihrer Tochter in die kleine Bauerstube trat, in der wir sie vorher mit Obentraut gefunden, fuhr sie bleich und entsetzt zurück, als habe sie ein Gespenst gesehen. —

Zwei Männer in schwarzer, bürgerlicher Kleidung standen in der Mitte der Stube.

„Mein Vater!" sagte endlich Johanna, und trat dem Herrn Joachim Maria Dedel näher, der mit einem komischen, furchtsam-zornigen Gesichte neben seinem Begleiter, einem derben, knochigen Bürger, stand.

„Ehe Du Dich mir näherst," sprach Herr Dedel mit einer abweisenden Handbewegung, „so sage mir erst, ob es wahr ist, daß Du abgefallen bist von dem Glauben Deiner Väter, ausgetreten aus der Gemeinschaft unserer heiligen Kirche, ob es wahr ist, daß Du zum Hohn aller göttlichen und menschlichen Gesetze zweier Männer Frau bist

— sage nein, Johanna, und komm in meine Arme!"

Johanna richtete sich stolz auf und sprach ernst: „ich bin Euer Kind, das werde ich nicht vergessen, aber ich bin auch die Gemahlin Michael's von Obentraut, das solltet Ihr nicht vergessen — häuft nicht Schmähungen auf mich, Vater, Ihr redet nicht selbst, ein Anderer redet aus Euch, mein Feind — ich bin Protestantin, ich bin geschieden von dem Grafen Büren, ich bin die Gemahlin nur eines Mannes, und das ist der Herr von Obentraut!"

„Also verflucht hier und dort!" rief Herr Joachim Maria Dedel, und trat noch einen Schritt weiter zurück von seiner Tochter, als fürchte er, sich zu verunreinigen durch die Berührung der Ketzerin.

„Seid Ihr nur zu mir gekommen, um mir zu fluchen, Vater?" fragte Johanna wehmüthig.

„Ich bin gekommen, Dich zu retten, unseliges Kind, laß ab von dem falschen Ketzerglauben, kehre

um, die Kirche öffnet Dir ihre Arme, wie eine liebende Mutter!"

„Ich bin Protestantin, Vater, glaubt Ihr denn, daß ich den Glauben wechsele wie einen Handschuh, redet nicht vom Glauben, sondern seid mir willkommen hier, Ihr besucht Eure Tochter das erste Mal, und Obentraut, mein Gemahl, wird sich freuen, Euch zu sehen, hier ist Fräulein Gertrud von Obentraut, die Tochter meines Gemahls erster Ehe!"

„Weißt Du, unseliges Kind, daß ich das Recht habe, Dich mit Gewalt fortzuführen!" sprach Herr Dedel auf einen Wink seines Gefährten, aber er zitterte, als er das sagte.

„Ihr habt nicht das Recht," entgegnete Johanna stolz, und schämt Euch Eurer Drohungen, kennt Ihr denn den Michel von Obentraut und seine eisernen Reiter nicht? vermeint Ihr mir nur ein Haar krümmen zu können, so lange der Deutsche Michel noch das Schwert halten kann?"

Der ängstliche Herr Dedel wurde todesblaß, er starrte verzweifelt seinen Gefährten an. Johanna hatte tiefes Mitleid mit ihrem Vater.

„So sind wir umsonst gekommen, alter Freund, um eine große Hoffnung ärmer, um einen großen Schmerz reicher, denn wie wir kamen, müssen wir das Haus verlassen, wehe dem Kinde, das also handelt mit seinem Vater!“ so sprach der finstere Begleiter des Herrn Dedel, der jetzt zum ersten Male den Mund öffnete, und ergriff die zitternde Hand des alten Mannes, um ihn hinaus zu führen.

Mit blitzenden Augen aber stellte sich Johanna den Männern entgegen, „wer seid Ihr denn?“ rief sie empört, „daß Ihr Euch zwischen den Vater und sein Kind stellt? glaubt Ihr, daß ich meinen Vater nicht kenne? mein Vater liebt mich, ich weiß das, aber Ihr und Eure Freunde haben ihm Tag und Nacht in den Ohren gelegen, Ihr habt ihn so lange gereizt, bis er sich zu dieser Reise entschlossen, aber Ihr trautet der Liebe des Vaters nicht, Ihr wolltet keine Verständigung zwischen Vater und Tochter, darum kamet Ihr mit hierher, damit ein unheilbarer Bruch die Bande zerreiße, durch die das Kind an seine Aeltern geknüpft ist. Ihr seid ein Werkzeug meiner Feinde, Ihr handelt, wenn nicht im Auftrage, so doch im Interesse der Familie

Büren und der Jesuiten; Ihr wollt mir wehe thun, listig, heimlich, feig, weil Ihr Euch offen nicht an die Gattin des gefürchteten Obentraut wagt; mein Vater ist reich, Ihr wollt, er soll mich enterben, sein Vermögen käme der Gesellschaft Jesu recht sehr gelegen, nicht wahr? nehmt es hin, das Geld, laßt mir aber meinen Platz an dem Herzen meines Vaters!"

Johanna sprach heftig, der alte Dedel zitterte, man sah, welche Gewalt er sich anthat, sein finsterer Begleiter aber sprach rauh:

„Ihr verkennt mich, Frau, Herr Dedel kam hierher, um die verlorene Tochter zu suchen, ich raube Euch Euren Platz am Vaterherzen nicht, aber an meines frommen Freundes Brust ist kein Platz für eine verdammte Ketzerin, für eine verfluchte Ehebrecherin, für ein Weib, was in frevelhafter Doppelehe lebt, mein frommer Freund giebt Euch seinen Fluch, Fluch über die Ketzerin, Fluch über die Ehebrecherin!"

„Potz Prag und Hagenau!" schrie der Deutsche Michel, der so eben eintrat, unter der Thür stehen

bleibend, „wer redet hier von Ketzern? wer flucht so pfäffisch in meinem Hause? wer ist eine Ehebrecherin?“

Johanna war trotz ihrer moralischen Kraft ein Weib, die rohen Schimpfworte des Begleiters ihres Vaters hatten ihr Thränen erpreßt, weinend flüchtete sie an die Brust Obentraut's, auch die weiche Gertrud eilte mit nassem Auge ihrem Vater entgegen. Bleich, aber unerschüttert, stand der finstere Begleiter neben dem armen Herrn Dedel, der vor Angst zu weinen begann.

„Potz Prag und Hagenau!“ schrie der Deutsche Michel, der im Reden immer heftiger wurde, „Ihr weint alle beide, wer von Euch ist die Ketzerin, die Ehebrecherin, und Ihr da, redet, sprecht, wer seid Ihr, was wollt Ihr? still Frau!“

„Ich habe Herrn Dedel hier zu seiner Tochter begleitet!“ sprach endlich der Begleiter kalt.

„Und schimpft mein Gemahl Ehebrecherin!“ braus'te Obentraut auf, „das soll Euch theuer zu stehen kommen, Herr, und Ihr, alter Dedel, steht dabei und leidet das, ein Vater, der sein Kind

verunehrt, verunehrt sich selbst, was wüthet Ihr gegen Euer eigen Fleisch und Blut?" Euch haben gewiß die verdammten Pfaffen gegen Euer Kind aufgeredet, aber, Gottes Tod, wenn auch meine gute Johanna Eure Tochter nicht mehr ist, so ist sie doch Michel von Obentraut's Gemahlin, und wehe dem, der ihr zu nah tritt!"

„Beruhige Dich, Obentraut!" bat Johanna.

„Das Weib schweigt, wo Männer reden!" herrschte der Deutsche Michel, „Ihr da, nennt Euren Namen, wer seid Ihr?"

„Ich bin der Domvogt Eberwein aus Paderborn, und werde dieses ketzerische Weib und ihr Haus verlassen!" erwiederte der finstere Mann trotzig, „kommt, Freund Dedel!"

„Halloh!" schrie jetzt der Deutsche Michel ganz erbos't, und Frau und Tochter von sich stoßend, „meint Ihr, ketzerisches Weib! redet Ihr so von der Frau Obentraut's? nieder auf die Knie, und die gnädige Frau um Verzeihung gebeten!"

„Ich kniee nur vor Gott!" erwiederte der Domvogt, und trat einen Schritt zurück.

„So will ich Dir's lehren, auch vor Menschen zu knieen!“ donnerte Obentraut, und warf den Domvogt mit einem gewaltigen Faustschlag zu Boden.

„Um aller Heiligen willen, was thut Ihr?“ schrie jetzt der alte Dedel entsetzt, „es ist kein Domvogt, es ist ein heiliger Priester, den Ihr geschlagen!“

„Zur Hölle mit dem Pfaffengeschmeiß!“ entgegnete der Deutsche Michel wüthend, „was will ein Pfaff bei mir, ich will ihn hängen lassen, warum kommt er her, was du thust, bedenke das Ende, wer sich muthwillig in Gefahr begiebt, kommt darin um, wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein, ein Narr steckt seinen Kopf in den Rachen des Löwen, als Gott den Menschen geschaffen, schuf der Teufel ihm zum Verderben den Pfaffen —“

Blutend erhob sich jetzt der Priester Eberwein vom Boden, in seinem dunkeln Auge flammte das Feuer jenes zelotischen, fanatischen Hasses, das Rom entzündet hat, und das weder die Flucht der Jahrhunderte noch die Humanität der Zeiten haben ersticken können.

„Im Namen des allmächtigen Gottes!“ eiferte der fanatische Priester, „an dem Du Dich frevelhaft versündigt hast, indem Du die Hand an seinen Diener legtest, verkünde ich Dir einen jähen, schnellen, unbußfertigen Tod und ewige Höllenstrafe!“

Spare Deine Worte, Pfaff!“ entgegnete der Deutsche Michel, „bereite Dich zum Tode, ich will Dich aufhängen lassen!“

„Das wagst Du nicht!“ schrie der Priester, „wisse, jedes Haar auf meinem Haupte ist gezählt, die glorreichen Krieger der heiligen Kirche sind nahe, meinst Du, ich sei zu Dir gekommen ohne Hülfe!“

Obentraut schlug eine Fensterscheibe ein und rief ein Kommandowort hinaus, sogleich schmetterte die Trompete, und Getöse wurde laut, dann wendete er sich ruhiger um nach dem Priester.

„Laß Deine Kirchenhelden kommen, Pfaff, die ich in zwanzig Treffen vor mir hergejagt habe, laß sie kommen, der Deutsche Michel wird sie würdig empfangen, aber gehängt wirst Du doch!“

Obentraut'sche Panzerreiter klirrten herein, „nehmt den Pfaffen da, es ist ein Spion, übergebt

ihn dem Profoß zum Aufhängen, in einer Viertelstunde darf er nicht mehr leben!"

Gertrud und Johanna wagten eine schüchterne Fürbitte, aber Obentraut wies sie von sich, und der fluchende Priester wurde von den Reitern hinaus gestoßen. Jetzt wendete sich der Deutsche Michel an Herrn Dedel, der mehr tod als lebendig war.

„Dankt Gott, alter Herr!" sagte er, daß Ihr der Vater meiner Frau seid, jetzt redet, woher kommt Ihr heute? was wißt Ihr von kaiserlichen Soldaten, marsch!"

Bebend stand Herr Dedel dem derben Frager Rede und Antwort, und Obentraut erfuhr, daß etwa zweitausend Kroaten von zwei Seiten gegen ihn im Anzuge seien. Er gab seine Befehle, dann sprach er freundlicher: „Alter, versöhnt Euch mit Eurer Tochter, es ist ein gutes, braves Weib, glaubt mir's, die Pfaffen haben Euch aufgeredet, weiter nichts!"

Johanna umarmte jetzt ihren Vater, und der alte, schwache Mann fühlte sich glücklich in den Armen der eben erst verfluchten Tochter.

Der Abend war herein gebrochen, Obentraut rüstete sich zum Aufbruch, er freute sich ungemein bei dem Gedanken, daß die Kroaten ein leeres Nest finden würden.

Der Pater Eberwein baumelte im Winde!

Herr Joachim Maria Dedel aber schüttete sein Herz aus vor Johannen; er hatte den Paderborner Dom zu seinem Erben einsetzen sollen, aber der alte Mann hatte sich geweigert, so lange noch die Möglichkeit einer Rückkehr seiner Tochter zur katholischen Kirche vorhanden. Diese Hoffnung hatte ihm der Pater durch den Besuch bei Johanna rauben wollen.

„Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein, der Mensch denkt, Gott lenkt!" sagte der Deutsche Michel!"

# XII.

„Sie sind in der Nähe, ich habe sie vom Thurm gesehen. Die Sonne ging auf und ich sah ihre Piken blinken. Wie ich sie sah, wollt's mir nicht bänger werden, als einer Katze vor einer Armee Mäuse."

(**Göthe:** Götz von Berlichingen.)

„Nun, so will ich muthig streiten
Und soll ich den Tod erreiten,
Stirbt ein wackrer Reitersmann."

Ein reisiger Trupp zieht über die Hügelkette, zwei Frauen sind in der Mitte der gepanzerten Reiter, frostschauernd hüllen sie sich in die langen, braunen Tuchmäntel, denn die Kälte der Herbstnacht wird

empfindlicher kurz vor Aufgang der Sonne. Schweigend bewegt sich der Zug vorwärts, man hört nur den dumpfen Hufschlag der Pferde und das leise Klirren der Waffen. Selbst die beiden Frauen, die sich flüsternd einen großen Theil der Nacht hindurch unterhalten haben, sind verstummt, und nur durch einen Blick des Einverständnisses geben sie sich gegenseitig ihre Freude über den endlichen Aufgang der Sonne kund.

Da sprengt ein Küraßreiter rasch an der Flanke der ziehenden Reiterschaar herauf, er wirft einen schnellen, grüßenden Blick auf die beiden Frauen, und bringt sein Roß erst in einen langsamen Gang, als er die Spitze der Colonne erreicht hat.

„Herr Generallieutenant," sagt er halblaut zu dem korpulenten Officier auf dem riesigen, schwarzbraunen, friesischen Streithengst, „ich habe sie gesehen, ihre Lanzenspitzen sah ich im ersten Strahl der aufgehenden Sonne blitzen, sie sind auf unserer Spur und werden uns verfolgen!"

„Danke Euch, Wolf!" entgegnete der Deutsche Michel, sich höher in den Sattel rückend, „Trompeter, Trab, vorwärts marsch!"

Die Trompeten schmetterten das Trabsignal, und der riesige Zug setzte sich in eine schnellere Bewegung.

Wolf ließ die ganze Schaar an sich vorübertraben, durch eine leise Neigung des Hauptes grüßte ihn Gertrud, und zusammenzückend unter diesem Blick stieß der Reiter seine Sporen tief in die Weichen des stolzen Rosses, so daß dieses sich hoch aufbäumte und mit dem Reiter überzuschlagen drohte. Wolf's Gewandtheit beruhigte das treue Thier bald wieder, kein Kamerad hatte die heiße Thräne gesehen, die auf seine braune Wange geflossen, Niemand sollte es ahnen, daß ihm die Liebe das Herz gebrochen.

Michel von Obentraut verließ jetzt die mäßig bewaldete Hügelkette, und führte seine Reiter hinab in die Ebene, es war bereits heller Tag, als er ein Flüßchen erreichte, das, wenn auch nicht breit, so doch tief und reißend zwischen steilen Ufern dahin strömte. Der hölzerne Steg, der darüber führte, war ohne Geländer, alt und morsch. Der Deutsche Michel schickte unter Wolf's Anführung einen kleinen Trupp rückwärts seinen Verfolgern entgegen,

dann ließ er die schweren Reiter absitzen, und jeden Mann einzeln sein Pferd hinüber führen. Noch war nicht die Hälfte der Reiter hinüber, als schon einzelne Schüsse fielen und dem Generallieutenant sagten, daß Wolf handgemein sei mit dem feindlichen Vortrab — gespannt schauten alle Reiter rückwärts, Gertrud's Herz klopfte bang, das liebe Mädchen war mit Johannen und dem alten Herrn Dedel bereits jenseits, während der Deutsche Michel noch diesseits hielt, und die Uebergehenden fortwährend zur größten Vorsicht ermahnte. Jetzt kam Wolf mit seinem Trupp in vollem Galopp hinter dem Hügel hervor, der ihn bis jetzt dem Anblick entzogen, er ordnete seine Leute, und führte sie in einer Linie wieder vorwärts, die Lanzenspitzen der Kroaten wurden sichtbar, aber nur auf einen Moment, im nächsten waren sie wieder durch den wohlgeordneten Angriff Wolf's hinter den Hügel zurück gejagt, Wolf ging wieder zurück, ordnete seine Schaar, trieb den Feind nochmals ab und wiederholte dasselbe Manövre wohl viermal in Zeit einer halben Stunde, da wurden Kroaten sichtbar, die, den Weg zur Linken lassend, über den Kamm des Hügels

kamen, und so Wolf in den Rücken fallen und ihn abschneiden konnten. Das scharfe Auge des Deutschen Michels aber hatte diese Bewegung des Feindes erspäht, er hielt nur noch mit Wenigen diesseits, ein Trompetensignal rief den tapfern Wolf ab — noch zehn Minuten, und Obentraut's tapfere Schaar war durch den Fluß vom Feinde getrennt, die Bohlen und Balken der kleinen Brücke tanzten auf den Wellen des Wassers.

Unter lautem Geschrei sprengte ein Kroatenhaufe gegen den Fluß vor, sie jagten hin und wieder an dem steilen Ufer, das keinen Uebergang gestattete, und mußten sich endlich begnügen, den Obentraut'schen einige Kugeln nachzusenden, die, vom Pferde und in dieser Entfernung abgeschossen, gar keine Wirkung thun konnten.

Um Mittag machte Obentraut Rast in einem Dorfe, er zog bei der protestantischen Bevölkerung genaue Nachrichten über die Stellung der Kaiserlichen ein, und erfuhr, daß in der Nähe ein bedeutendes Corps der katholischen Liga unter dem churbairischen Feldzeugmeister, Grafen von Arco, can-

tonnire. Nachmittag setzte der Deutsche Michel seinen Marsch fort, und nahm seine Richtung nach einem Dorfe, das, den Berichten der Bauern zu Folge, entweder schwach oder gar nicht besetzt war. Michel von Obentraut beabsichtigte kein Zusammentreffen mit dem Feinde, er wollte seinem neuen Kriegsherrn, dem dänischen Christian, gern eine frische Schaar tapferer Reiter zuführen, aber die Stellung der Völker des Kaisers und der katholischen Liga zwang ihn, sich durchzuschlagen.

Wolf, der mit sichtlicher Aengstlichkeit einer Begegnung mit Gertrud oder Johannen auswich, erhielt auf seine Bitte den Befehl über fünfundzwanzig Reiter, die der vorsichtige Obentraut als Vorhut voraus sendete. So zog man den ganzen Nachmittag, zwar ohne auf Feinde zu stoßen, aber auch ohne das Dorf zu erreichen. Der Deutsche Michel wurde ungeduldig, durch das Dorf ging der Rettungsweg, hatte er das Dorf im Rücken, so war er über die Stellung des Feindes in diesen Gegenden hinaus, er konnte dann hoffen, wenn auch nicht unverfolgt, die Niederelbe zu erreichen. Es wurde finster, da endlich kam ein Reiter der

Vorhut zurückgesprengt, und meldete, die Vorhut sei dicht an einem großen Dorfe, das dem Anschein nach nicht besetzt sei, denn Wolf habe weder Vorposten noch sonst etwas vor dem Eingange in die breite Dorfstraße gefunden. Sogleich hieß Obentraut den Zug beschleunigen, und sprengte selbst mit den ersten Rotten seiner Cavallerie der Vorhut nach, die er, seine Befehle erwartend, dicht am Eingang des Dorfes fand. Ein Bauerknecht war bei Wolf, er versicherte, es sei kein Feind im Dorf, und gab sehr genau die Stellung der Kaiserlichen in den umliegenden Ortschaften an. Es war richtig, wenn Obentraut durch dieses Dorf war, so hatte er die ganze feindliche Stellung im Rücken. Sein Haupttrupp war heran, und in geschlossenen Zügen, sechs und sechs, rückten die protestantischen Reiter in die breite Dorfstraße ein. Wolf mit seinen fünfundzwanzigen war etwa fünfzig Schritt voraus. Tiefe Stille, man hörte nur das Trappeln der Pferde und das leise Flüstern der Bauern, die rechts und links neugierig die Fenster öffneten; Wolf erreichte jetzt das Ende des Dorfes, als plötzlich das Geräusch von Pferden an sein Ohr schlug,

die ihm entgegen kamen, in dem Augenblicke, als ein Reiter mit seiner Meldung zu Obentraut zurück jagte, wurde Wolf angerufen: „Halt! wer da! Losung!“

„Prag und Hagenau! drauf! drauf! antwortete Wolf, der bereits die kaiserliche Feldbinde des voranreitenden Officiers erkannt hatte. Die feindlichen Reiter feuerten einige Schüsse ab und sprengten rückwärts, aber eine Secunde später schmetterten kaiserliche Trompeten das Signal zum Angriff, und Wolf sah sich von zwei Schwadronen kaiserlicher Kürassiere angegriffen und bis ins Dorf zurück gejagt, jetzt aber klangen auch Obentraut's Trompeten, und der Deutsche Michel brach mit seiner ganzen Schaar aus der Dorfgasse heraus auf die Ebene, und hatte in zehn Minuten die beiden feindlichen Schwadronen überflügelt und umzingelt. Die Kaiserlichen fochten mit gewohnter Tapferkeit, und mancher Obentraut'sche sank vom Roß, um es nimmermehr zu besteigen. Wolf stürzte sich, als habe er mehr als ein Leben zu verlieren, in die dichtesten Schaaren des Feindes, und durchbrach,

sein schweres Pferd bald links, bald rechts herumwerfend, die festesten Reihen.

Mit Furcht und Bangen erwarteten die Frauen und Herr Dedel, mitten in der Dorfstraße unter dem Schutz von zwölf alten Reitern haltend, den Ausgang des Gefechtes, sehen konnten sie nichts, denn es war fast ganz finster geworden; sie vernahmen nur das wirre Zusammenklirren der Schwerter, das Knallen der einzelnen, in nächster Nähe abgefeuerten Pistolenschüsse, das Aechzen Verwundeter, das Schnauben der Rosse, das Schmettern der Trompeten, über Alles aber den brausenden Feldruf „Oestreich! Oestreich!" hier, und „Prag und Hagenau!" dort.

„Wir werden einen harten Stand haben!" brummte ein alter Reiter, der neben Gertrud hielt, „das sind keine Welschen, wir sind auf ein kaiserliches, deutsches Regiment gestoßen, und die Kerls haben eiserne Zähne und feste Westen!"

Der Kampf wüthete hartnäckig fort, kein Kaiserlicher nahm Pardon, der feindliche Officier zog

seine geschmolzene Schaar dicht zusammen, er wollte durchbrechen und sich mit dem Schwert seinen Rückzug bahnen, aber Michel von Obentraut war ein zu guter und zu alter Soldat, um nicht instinktartig zu wissen, was ein tapferer Officier unter solchen Umständen zu thun pflegt, er hielt eine starke Schaar in Reserve, und als der Kaiserliche den Versuch machte, und wirklich die erste Reihe der Obentraut'schen durchbrach, warf sich ihm der Deutsche Michel selbst mit einer Schaar entgegen, und gerieth persönlich mit dem kaiserlichen Anführer ins Handgemenge. „Haus Oestreich!“ schrie der Officier, riß sein Pferd in die Höhe, und führte im Niederfallen einen furchtbaren Hieb nach seinem Gegner, Obentraut wich geschickt aus, aber der Schwerthieb traf das Haupt seines Rosses, und dieses stürzte unter ihm zusammen. Der Deutsche Michel lag bei seiner Korpulenz ziemlich unbehülflich am Boden, und würde wahrscheinlich zertreten worden sein, wenn nicht ein Reiter seinen Sturz gesehen, vom Pferde gesprungen und ihm aufgeholfen hätte. In dieser Zeit war der kaiserliche Officier von den Seinigen abgedrängt worden, Wolf

ließ den Zügel seines Rosses fallen. „Gebt Euch oder sterbt!“ schrie er ihm zu, indem er ihm die Pistole auf die Brust setzte.

„Oho!“ antwortete der Kaiserliche, und führte einen gefährlichen Hieb auf Wolfs Kopf, das Schwert des Officiers splitterte, Wolf indeß wankte nicht im Sattel, sein Pistol aber ging los, und verwundete nur das Pferd seines Feindes. „Prag und Hagenau!“ donnerte seine Stimme, und er hob das Schwert zum Todesstreich. Der feindliche Officier nahm sein schweres Sattelpistol verkehrt in die Hand, „auch ohne Schwert sollst Du den Landschaden nicht fangen!“ antwortete er.

„Landschaden?“ rief Wolf, ließ sein schon gehobenes Schwert sinken, und riß sein Roß zurück, „Freiherr Landschaden, Ihr sollt nicht sterben, weil Euch ein Engel liebt!“ mit diesen Worten warf Wolf sein Pferd herum, und jagte nach einer andern Seite. Ein Obentraut'scher Reiter aber, der sein Pferd verloren, riß den tapfern Oberstlieutenant von Landschaden rückwärts vom Pferd, und schleppte den, von der Wucht des Falles Betäub=

ten, aus dem Gefecht, um ihn abseits ruhig aus=plündern zu können, denn er sah sehr wohl, daß er einen hohen kaiserlichen Officier gefangen habe.

Nach dem Falle des Oberstlieutenants dauerte das Gefecht nur noch einige Minuten, die Hälfte fast der kaiserlichen Kürassiere lag tod am Boden, etwa fünfzig Tapfere wurden mit Wunden bedeckt gefangen, nur Einzelnen war es gelungen, sich zu retten.

Obentraut ließ jetzt zum Sammeln blasen, mit Freudenthränen empfingen die Frauen den siegreichen Gatten und Vater. Fackeln und Laternen erhellten den Kreis, Erfrischungen aller Art, so wie sie ein Dorf geben konnte, wurden an die Sieger vertheilt, die Verwundeten beider Parteien wurden in die Bauerhäuser getragen, und der Deutsche Michel machte ein wenig freundliches Gesicht, als er bemerkte, wie geschmolzen seine Schaar durch diesen Sieg war. Plötzlich schrie Gertrud laut auf, man trug einen Verwundeten vorüber, es war Wolf, aus einer breitklaffenden Hiebwunde am Halse strömte sein Blut über den Brustpanzer. Auf einen Wink

Johanna's legten die Träger den Todtwunden nieder, und Trudchen benetzte den braven Jungen mit ihren Thränen, Wolf aber lächelte sie selig an.

„Potz Prag und Hagenau!" ließ sich jetzt die Stimme des Deutschen Michels vernehmen, „seid Ihr's, Freiherr Landschaden, der uns den Paß verrennen wollte?"

Bleich und blutend wurde der tapfere Wolfram von Landschaden vor den protestantischen Feldherrn geführt.

„Tröstet Euch, Freiherr, heute mir, morgen dir, nach Regen folgt Sonnenschein, die Blumen blühen nicht immer!"

„Meine tapfern Kürassiere!" entgegnete Landschaden schmerzlich bewegt.

„Ja, ja, tapfere Leute," sprach Obentraut hastig, „sind einen schönen Tod gestorben, den Ehrentod mit dem Pallasch in der Faust, Gott gebe mir ein gleich schönes Ende!"

Der Deutsche Michel schüttelte des Freiherrn

Hand, und sein gemüthliches Wesen wirkte wirklich tröstend auf den gefangenen Officier.

Die Frauen, um Wolf beschäftigt, hatten die Ankunft Landschadens noch nicht bemerkt, jetzt führte ihn Obentraut zu der Gruppe, „hier, Freiherr, ist die Gertrud, die Ihr mir wieder brachtet, und meine Frau!"

Gertrud, die neben Wolf kniete, schaute auf, Flammenröthe bedeckte ihr Antlitz.

„Wolf, auch Du, armer, braver Junge!" sprach Obentraut, die Hand des Getreuen fassend, der aber richtete sich kräftig auf und fragte:

„Der Freiherr Landschaden ist gefangen, ich möchte ihn sprechen!"

„Bei allen Heiligen!" entgegnete der Freiherr, das ist die Stimme des Mannes, der mein Leben schonte im Gefecht!"

Gertrud erkannte die edle Großmuth Wolfs, der Freiherr neigte sich nieder zu dem Verwundeten, und dieser flüsterte: „Edler Freiherr, macht den holden Engel glücklich, Fräulein Gertrud liebt Euch, liebt sie, sie verdient es, ich habe sie geliebt und

sterbe gern, weil sie Euch liebt, ich —" plötzlich schwieg Wolf, er röchelte noch einmal und war verschieden.

Sein Gesicht war verklärt, Michel von Obentraut drückte dem braven Jungen laut weinend die Augen zu. Johanna führte Gertrud hinweg.

Aber es war keine Zeit, um dem Schmerz gemächlich nachhängen zu können, der Deutsche Michel hatte keine Stunde zu verlieren. Er befahl seine und des Feindes Verwundete der Fürsorge der Bauern, ließ zum Sammeln blasen und schickte die Frauen mit der Hälfte seiner Reiter voraus. Etwa eine halbe Stunde war nach dem Abmarsch dieser Abtheilung verflossen, als der Deutsche Michel, der unterdeß nach allen Seiten hin Recognoscirungen geschickt hatte, sich dem Oberstlieutenant Freiherrn von Landschaden wieder näherte. Der Vetter Agnesens saß auf einer kleinen Bank vor dem Bauerhause, in das man die Leiche des braven Wolf gebracht — Wolfram fühlte seine Brust von den seltsamsten Empfindungen bewegt, zu dem herben Schmerz des braven Officiers über den Untergang seiner tapfern Schwadronen und seiner Gefangenschaft, ge=

fellte sich das süß=genugthuende Gefühl der Gewiß=heit von Gertrud's Liebe, und dann wieder das traurige Bewußtsein der Kluft, die den katholischen, kaiserlichen Officier von der Tochter des protestan=tischen Feldherrn trennte. Es gab damals wirk=lich noch Leute, die den Confessionsunterschied als wirkliches Hinderniß einer glücklichen Ehe betrach=teten, und wer weiß, ob die Leute nicht Recht hatten!

Jetzt nun trat der Deutsche Michel mit der ihm eigenen, treuherzigen, offenen Weise zu dem bekümmerten Officier, „thu' gut, jung Blut!“ sagte er, „Jammer und Klagen wecken die Todten doch nicht auf, ich habe es gehört, edler Freiherr, was der arme Wolf, Gott hab ihn selig, von meinem Kinde zu Euch sagte, es wird wohl wahr sein, hab selbst gar nichts gemerkt, aber aus eines Sterben=den Mund geht selten eine Lüge, der Tod lehrt Wahrheit sprechen, sagt mir, edler Freiherr, liebt Ihr mein Kind, oder liebt Ihr's nicht?“

Der Officier des Kaisers sah eine ziemliche Weile in das gutmüthige Gesicht des protestanti=schen Helden, dann sagte er ernst:

„Ich liebe Euer Kind, Herr von Obentraut!"

„Ihr seid katholisch, mein Kind ist protestantisch!"

Seltsam, dasselbe hatte sich Wolfram von Landschaden vor wenigen Minuten selbst gesagt, da ihm aber ein Anderer diesen Einwand machte, so fühlte er sich getrieben, ihn zu bestreiten, „ich bin christlich, und Euer Kind ist unchristlich!" antwortete er, „und das ist die Hauptsache, ich würde sie nicht stören im Glauben ihres Vaters, wenn sie mein Gemahl wäre!"

„Ihr seid kaiserlich, und wir für jetzt dänisch!"

Es ging wie vorher, „ich bin deutsch, und Euer Kind ist deutsch!" erwiederte Wolfram hastig, „ich bin ein deutscher Freiherr, sie ein deutsches Fräulein!"

„Hm!" sann der Deutsche Michel, „es läßt sich hören, was Ihr da sagt, und wollte ich nur, daß außer Euch noch ein Paar Millionen deutsche Landsleute so dächten, Freiherr, ich bin Euch herzlich gut, denn Ihr seid ein tapferer Mann, und nur ein tapferer Mann soll der Vater von Michel Obentraut's Enkeln sein, aber — Eile mit Weile,

ohne Rast, aber auch ohne Hast, Ehe ist nicht ohne Wehe, was du thust, bedenke das Ende, freien ist gut, nicht freien besser, sagt man, Ihr seid frei, Herr Oberstlieutenant, wollt Ihr mein Kind zur Frau, so forderts als ein freier Mann, lebt wohl, ich will Trudchen grüßen von Euretwegen!"

Lange schüttelten sich die beiden Männer die Hände, „grüßt mir Euer liebes, Euer holdes Kind, Herr von Obentraut, Ihr sollt von mir hören!"

„Lebt wohl!" der Deutsche Michel sprang auf sein Roß und jagte davon. Wolfram von Landschaden aber saß die ganze Nacht hindurch auf der Bank vor dem Hause, er konnte noch nicht recht einig werden mit sich. —

## XIII.

„In solchem Garten pflücket man solche Blumen!"

**(Michael von Obentraut.)**

Kein schön'res Loos ist in der Welt
Als wer vor'm Feind erschlagen fällt —
Auf grüner Haide!"

Am zweiten September 1625 war es dem Generallieutenant von Obentraut gelungen, nach einem scharfen Gefechte mit den Liguisten Geld, Munition und Lebensmittel in die belagerte Festung Nienburg zu bringen, was die Aufhebung der Belagerung zu Folge hatte. Das war der erste, bedeutendere Erfolg der protestantisch=dänischen Waffen, und als solcher brachte er einen moralischen Vortheil mit

sich, den Obentraut sehr wohl würdigte und auch gewiß ausgebrütet hätte, wenn nicht der Herzog von Sachsen=Weimar, unter dessen Befehlen er stand, zu vorsichtig gezögert und zu viel Zeit verloren hätte. Der Deutsche Michel drang im Kriegsrath auf ein kühnes Unternehmen, aber erst Ende October gelang es ihm, dem Herzoge von Weimar die Erlaubniß dazu abzudringen. Obentraut wollte das feste Haus Calenberg, welches die Kaiserlichen stark besetzt hatten, mit stürmender Hand nehmen, und durch diesen Handstreich einen festen Punkt mitten in der Operationslinie des Grafen Tilly gewinnen. Das Unternehmen war nicht nur schwierig, es war geradezu tollkühn, aber die Vortheile beim Gelingen lagen auf der Hand. Die Erstürmung des Calenbergs konnte den ganzen Plan Tilly's vereiteln. Der Herzog von Sachsen=Weimar gab dem stürmischen Andringen Obentraut's nach, und der Deutsche Michel rückte am 23. October 1625 mit fünfzehnhundert Mann auserlesenen Volkes gegen Hannover vor. Der junge, heldenkühne Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen=Altenburg führte seine Vorhut.

Am 25. October gegen Mittag hatte der Deutsche Michel das Dorf Seelze, ganz in der Nähe der Stadt Hannover, erreicht. Er glaubte fest an das Gelingen seines kühnen Vorhabens, und suchte den Obersten von Kniphausen, der düsterer noch als gewöhnlich an seiner Seite ritt, durch gutmüthig derben Scherz zu erheitern.

„Ich werde den heutigen Tag nicht überleben, General!“ sagte Kniphausen nach langem Schweigen sehr ernst zu Obentraut. Dieser sah dem alten Waffengefährten traurig ins Gesicht, denn er war ein zu alter Soldat, um nicht die so häufig sich bewahrheitende Todesahnung zu kennen, die oft die tapfersten Krieger gerade ganz unvermuthet überfällt.

„Ihr habt eine Todesahnung gehabt, alter Kamerad?“

„So ist's, ich habe meine Schwestern gesehen, ich erzählte Euch einst von ihrem Ende!“

„Ich weiß, ich weiß, wie Gott es will, Kamerad, Ihr fürchtet den Tod nicht, ich sah Eure Wimper nicht zucken bei Hagenau, und Eure Wange

nicht blaß werden bei Schlettstadt, verlaßt Ihr doch auch nicht Weib, nicht Kind, und fallt Ihr im Handgemenge, so fallt Ihr als Held, und wer so stirbt, der stirbt wohl!"

„Ich sterbe gern für meinen Glauben und meinen Kriegsherrn, General," gegenredete Kniphausen, „ich verlasse Niemanden, nicht Weib, nicht Kind, Niemand wird um meinen Tod trauern, aber Ihr, Obentraut, Ihr habt Weib und Kind, sind sie in Sicherheit?"

„Die Meinigen sind seit März in Kopenhagen, ich bin ruhig über ihre Sicherheit, und sollte Gott über mich verfügen, meine gnädigen Herrn von Weimar werden das Weib Obentraut's nicht verlassen, deß tröste ich mich — doch Ihr steckt mich an mit Eurer düstern Stimmung, Oberst, frischer Muth gehört zum Siege — horch! was ist das?" —

„Eine scharfe Musketensalve," antwortete Oberst Kniphausen, „der Herzog von Altenburg ist angegriffen, meine Ahnung trifft zu, lebt wohl, tapferer Obentraut, lebt wohl für diese Welt!"

Der Oberst jagte davon, um sich an die Spitze seines Regimentes zu setzen, das etwas voraus war.

Dichter weißer Dampf zog über die Ebene, ein Reiter sprengte mit verhängtem Zügel heran, „der Herzog von Altenburg ist auf feindliche Musketiere gestoßen, feindliche Kavallerie auf beiden Flanken!“

„Marsch, Marsch, Trab!“ schmetterten die Trompeten.

Obentraut erreichte einen kleinen Hügel, von dem aus er das Terrain übersehen konnte. Der Prinz Friedrich war in vollem Gefecht, Obentraut schüttelte den Kopf, er war auf keinen Haufen der Feinde, sondern auf das liguistische Hauptheer gestoßen, er sah eine schwere Batterie in vollem Trabe ankommen, und beorderte nun den Obersten von Kniphausen mit seinem Regimente, den Prinzen von Altenburg, der von zwei Seiten angegriffen war, zu befreien. „Rückzug,“ murmelte er, „verdammtes Wort!“ dann drehte er sich um, aber siehe, auch in seinem Rücken, den rechten Flügel an das

Dorf Seelze lehnend, entwickelte sich ein bedeutendes feindliches Corps.

„Kinder!“ rief er jetzt die drei Schwadronen des Regimentes Weimar, die neben ihm hielten, an, „Kinder, das wird ein heißes Bad, vorwärts marsch!“

Unter Trompetengeschmetter flogen die Reiter vorwärts. „Gott mit uns! Gott mit uns! vorwärts! vorwärts!“

Der Prinz von Altenburg kam dem Zuge entgegen.

„Kniphausen ist erschossen, General!“

„Gott hab' ihn selig, vorwärts, vorwärts!“

Dahin braus'ten die wackern Degen, wer fiel, fiel, „vorwärts! vorwärts!“ klang die eiserne Stimme des Deutschen Michels, und hinein in die Reihen der feindlichen Musketiere setzten die Reiter in voller Furie. Die Gewalt des Reiterangriffs zersprengte die Reihen dieser tapfern Soldaten, und ihr „Jesus Maria!“ verklang unter dem „Gott mit uns!“ der Protestanten.

Die Musketiere waren zersprengt und niedergeritten.

„Vorwärts! vorwärts!“ klang die Stimme des Deutschen Michels, „vorwärts“ schmetterten die Trompeten, und vorwärts braus'te der Zug der feindlichen Batterie entgegen.

Furchtbare Lücken rissen die Kugeln, reihenweise sanken Roß und Mann, aber bald waren die Protestanten unter der Schußweite der Kanonen, jedoch nur, um von einem zweiten mörderischen Musketenfeuer empfangen zu werden.

Da fiel zuerst der heldenherzige Prinz Friedrich Wilhelm, eine Kugel durchbohrte seine tapfere Brust, und er verschied ohne Laut, dicht neben ihm aber fiel der Deutsche Michel unter sein erschossenes Pferd — das Musketenfeuer schwieg, fünfhundert Protestanten lagen vor der Batterie auf dem Platze.

Da kam der liguistische General, Graf von Anholt, geritten, er erblickte Obentraut, der ihm bekannt war.

„Herr von Obentraut!" schrie er, „Ihr verwundet?" er sprang vom Pferd und versuchte den Helden aufzuheben.

„Ich dank Euch, Graf Anholt, es ist aus!" antwortete der Deutsche Michel langsam; man lös'te ihm den Küraß, zwei Kugeln waren durch das Eisenblech geschlagen und in die tapfere Brust gedrungen. Graf Anholt ließ den Helden in seine Kutsche tragen, und bettete ihn dort auf die Kissen.

„Dort liegt der Herzog von Sachsen-Altenburg, seht nach ihm!" bat er, schwächer werdend.

Man trug den Leichnam des jugendlichen Helden herbei, und legte ihn in die Kutsche neben seinen General, tiefe Trauer um den Tod eines solchen Helden sprach aus den ernsten Gesichtern der umstehenden liguistischen Officiere.

Da trabte auf einer großen Falbe ein kleiner, schwarzgelber Mann heran, „der General von Obentraut soll gefallen sein, sagt man!" rief er schon von Weitem; als er am Schlage hielt, deutete der Graf von Anholt auf den sterbenden Feldherrn.

„Bei dem benedeiten Namen der heiligen Jungfrau!" rief Graf Tzerclaes von Tilly, der Gene-

ralissimus der katholischen Liga, „Euer Ende geht mir herzlich nahe, General von Obentraut!“ rief er.

„In solchem Garten pflückt man solche Blumen!“ antwortete der Deutsche Michel fest, dann wendete er sich um und hatte seine Heldenseele ausgehaucht.

„Edle Herrn,“ sprach der Generalissimus zu seinen Officieren, „der hier liegt, war ein tapferer Held, und sind ihrer nicht viele unter uns, die dem Lebenden so ruhig ins Angesicht gesehen, wie anitzo dem Todten, laßt uns ein fromm Sprüchlein beten für den tapfern Mann, wenn er auch nicht unseres Glaubens gewesen!“

So ehrte der Tapfere den Tapfern, der Held den Helden.

Später wurden die Leichen, des jungen Herzogs so wie Michels von Obentraut, dem Herzoge von Sachsen-Weimar ausgeliefert, an der Stelle aber, wo das Heldenleben des Deutschen Michels brach, vor dem Dorfe Seelze unweit Hannover, ein einfacher Denkstein errichtet.

Wo Michel von Obentraut begraben worden, darüber ist uns nichts Bestimmtes bewußt, vermuth-

lich aber in Weimar, wenigstens ist seine Leiche dahin abgeführt worden. Der Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen-Altenburg aber liegt in der Schloßkirche zu Altenburg begraben, seine Kriegsfahnen schmücken noch heut, wenn auch zerfetzt und verblichen, die Wand der Kirche, die der Kanzel gegenüber steht.

# XIV.

Laßt uns eilen, eilen, eilen!
Dank auf Dank sei unser Leben.
Viel hat uns das Glück gegeben;
Es erhalte, was es gab!

**(Göthe.)**

Mehr als zehn Jahre sind verflossen, seitdem der Deutsche Michel bei Seelze den Ehrentod des Soldaten gestorben, noch immer wüthete der Kriegssturm durch das gegen einander empörte Deutschland — viele Helden waren aufgestanden und wieder gefallen, der unerschütterliche Graf Tilly, der ritterliche Pappenheim, der finstere Schlachtenherzog Waldstein, aber auch der dicke Schwedenkönig und

der kühne Sachsenfürst Bernhard von Weimar, sie Alle und Viele, die der Krieg groß gemacht, hatte der Krieg auch wieder verschlungen, und obgleich man hier und dort um den Frieden zu handeln begann, so schien es doch, als werde es noch lange Zeit dauern, ehe man sich einige um die Bedingungen.

Wir verlassen den blutgedüngten Boden des zertretenen Vaterlandes, und verlegen den Schauplatz unserer Erzählung auf die dänische Insel Seeland, die der mächtige Meereswall gegen den Zorn des Friedländers, gegen die Schrecken des Krieges treu geschützt.

Dicht an der Küste des Meeres liegt ein stattlicher Edelhof, Rosenval geheißen, treten wir ein in die alterthümliche Halle. Es ist kalt draußen, und die fleißigen Mägde haben sich mit ihren Spindeln dicht an das große Kamin gesetzt, in welchem ein behagliches Feuer recht gemüthlich prasselt, während sprühende Kienspäne die weite, gewölbte Halle nur zum Theil erleuchten. Von rechts her, durch eine geöffnete Thür, fällt ein breiter, heller Licht-

schein in die dunklere Partie der Halle. Frauenstimmen, fröhliches Gelächter schallt uns entgegen, lockt uns hinein, wir befinden uns in dem Familienkreise des Gutsherrn.

Um einen großen Tisch, auf welchem zwei silberne Armleuchter stehen, sitzen zehn Personen, drei Erwachsene und sieben Kinder. Die runde, freundliche Frau im rehbraunen Tuchkleid mit Pelz besetzt kommt uns bekannt vor, an dem schlichten, goldblonden Haar, vor allem aber an den guten, blauen Augen erkennen wir Gertrud, die Tochter des „Deutschen Michels.“ Freudig, stolz und zärtlich ruht Trudchens Auge auf der Kinderschaar, es sind ihre Kinder, alle sieben ihre Kinder, von dem dreijährigen Burschen an, dicht neben ihr, bis zu dem etwa zehnjährigen Mädchen, das schon ganz Gertrud's gutes Gesicht hat. Neben Gertrud beschäftigt sich ihr Gemahl, der ehemalige kaiserliche Oberstlieutenant, Freiherr Wolfram Landschaden von Flammersheim, mit der Reparatur seiner Angeln und Fischnetze, nicht mehr dem Mitmenschen, nur dem Gethier des Waldes und des Wassers ist der

tapfere Reiterofficier noch gefährlich, der Blick, den er von Zeit zu Zeit auf sein Trudchen und seine Kinder wirft, verräth, daß Wolfram von Landschaden ein glücklicher Gatte geworden, ein glücklicher Vater blühender Kinder. Mitten unter den Kindern aber sitzt Johanna, des tapfern Obentraut Wittwe, sie schneidet auf einer hölzernen Platte saftigen Schinken zur Abendmahlzeit, und erzählt den Kindern ein Mährlein dazu, was sehr interessant sein muß, denn die sieben Paar blauen Kinderaugen hängen mit einer großen Aufmerksamkeit an den Lippen der Erzählerin. Die gute Johanna hat sich sehr verändert, aber in anderer Weise, als die holde Gertrud, Trudchen ist rund, roth und stark geworden, Johanna sehr mager und sehr bleich, sie trägt die schwarze Wittwentracht, und ein weißes Mützchen verbirgt ihre einst so gefeierten braunen Locken.

Gewiß ist diese Familie eine glückliche, aber sie hat die Vergangenheit nicht vergessen — Käthchen heißt Gertrud's älteste Tochter, zum Andenken an das brave Mädchen, das sich freiwillig opferte

für seine Freundin — Wolf heißt des Freiherrn ältester Sohn, zum Andenken an den einfachen Reitersmann, der groß genug dachte, den Nebenbuhler zu schonen, der zweite Sohn aber, mit der trotzigen Stirn und den drohenden Brauen über den ehrlichen Blauaugen, den hat der Freiherr „Michel" genannt, zum Andenken an den berühmten Michel von Obentraut, den „Deutschen Michel," und der Junge will nichts anderes werden, als ein Küraßreiter, wie sein Vater gewesen und sein Großvater. Der kleine Michel, das war Johanna's Liebling und Taufpathe, die Großmutter mußte immer erzählen von dem Großvater, und oft traten ihr die Thränen in die Augen, wenn der siebenjährige Michel die Faust in die Seite stemmte und „Potz Prag und Hagenau!" rief; merkwürdig hatte auch der kleine Kerl, gleich seinem berühmten Großvater, eine ungemeine Vorliebe für Sprichwörter aller Art, „frische Fische, gute Fische!" sprach er gewiß alle Tage zehn Mal.

Freiherr Wolfram hatte dem Deutschen Michel ehrlich Wort gehalten, er hatte nicht nur Trudchen bei dem protestantischen Bekenntniß gelassen, son-

dern auch alle seine Kinder in dieser Confession erziehen lassen, sei es, daß er die Unmöglichkeit einsah, in einem streng lutherischen Lande den Kindern eine katholische Erziehung zu geben, sei es, daß er hohe Achtung vor einem Glauben bekam, der ein solches Weib, wie sein Trudchen, gebildet — er selbst blieb ein katholischer Christ. Johanna hatte ihm und ihrer Stieftochter Gertrud den größten Theil ihres väterlichen Vermögens übergeben, und so war es den beiden jungen Eheleuten möglich geworden, das liebliche Rosenval zu kaufen, wir wissen, daß Wolfram von Landschaden eben so arm war, als Gertrud, sein Gemahl.

Die Großmutter hatte so eben ihr Mährchen von dem Kobolde und der kleinen Blumenanna geendet, als draußen eine helle Stimme in deutscher Sprache fragte: „darf ich den Freiherrn von Landschaden sprechen?"

Der Freiherr horchte hoch auf, er war neugierig, den Fremden zu sehen, und staunte nicht wenig, als ein derber Knabe von etwa sechszehn Jahren ins Gemach trat und stracks auf ihn zu schritt.

Der Knabe trug ein dunkles Wamms, lederne Beinkleider und einen kurzen, schwarzen Tuchmantel, sein Mützchen hielt er in der Hand.

Ohne Schüchternheit sah er sich um im Gemach, strich die langen, braunen Locken aus dem feinen Gesicht und sprach in reinem deutsch, doch mit einem leisen Anklang an die schwäbische Mundart: „ich suche den edlen Freiherrn Wolfram Landschaden aus dem Hause Flammersheim, ehemals kaiserlicher Majestät Oberstlieutenant im schweren Regimente des Grafen Blankart!“

„Der bin ich, junger Freund und Landsmann!“ antwortete Wolfram aufstehend und dem Knaben die Hand reichend, „seid willkommen unter meinem Dach, setzt Euch, seid willkommen!“

Der Knabe setzte sich, dann sprach er mit bewegter Stimme: „sie hatte Recht, sie sagte mir, daß ich Euch willkommen sein würde, ist dieses die edle Freifrau Gertrud, die Tochter des Generals von Obentraut, der den Heldentod bei Seelze starb?“ fragte er wieder auf Gertrud deutend.

„Ich bin Obentraut's Tochter, lieber Landsmann, woher kommt Ihr?"

„Ich komme von Kopenhagen, ein Officier sagte mir, ich würde Euch hier finden!"

Johanna verwendete kein Auge von dem so entschlossen und doch bescheiden auftretenden Knaben.

„Meine Mutter," redete dieser jetzt weiter, „das heißt die edle Frau, die mir Mutter wurde, sendet mich zu Euch, sie sagte, Ihr würdet mich willkommen heißen, wenn Ihr noch lebtet, meine Mutter hieß Agnese Landschaden aus dem Hause Flammersheim!"

„Agnese!" rief Gertrud, „die gute Agnese, meine und Käthchens treue Freundin!"

„Meine Base Agnese?" schaltete Wolfram ein, „tausendmal willkommen, lieber Knabe, wie heißt Du?"

„Heinrich!"

„Heinrich?" sagte Johanna leise bebend.

„Also hat die treue Agnese meinen Brief doch erhalten?" fragte Wolfram.

„Ja, sie erhielt einen Brief, einen ganz alten, von Euch, kurz vor ihrem seligen Sterben!“ antwortete der Knabe, und sein Gesicht war trübe.

„Gott habe sie selig!“ sprach der Freiherr leise.

„Wo starb meine Freundin, lieber Heinrich?“ fragte jetzt Gertrud.

„In dem Dorfe Flammersheim, dort verehrte man sie wie einen Engel, wir waren dahin gegangen, als unser Stift und Kloster verbrannt wurde — Mutter Agnese hat mir viel von Euch erzählt, edle Freifrau, von Euch und ihrem Vetter Wolfram, wenn wir das alte Schloß Flammersheim besuchten, und für Euch, Freiherr, habe ich ein Paquet Schriften hier von Mutter Agnese, sie sind versiegelt, und sollen für mich sehr wichtig sein!“

Der Knabe übergab dem Freiherrn ein Briefpacket, dieser öffnete es und las erst leise, dann sagte er: „junger Freund, ich will laut lesen, damit Du sogleich weißt, wer Du bist —“

„Ich weiß es!“ seufzte Johanna, bleicher als gewöhnlich werdend.

„Mutter, was ist Euch?“ fragte Gertrud erschrocken.

„Still, still, les't, lieber Wolfram!“ bat Johanna hastig.

„Dieser las, wie folgt: „Lieber, guter Vetter Wolfram, Friede sei mit Dir und Heil und Segen, mit Dir und Deiner holden Gertrud. Ich sehe Dich nicht wieder, mein letztes Stündlein ist nahe, und darum lege ich Dir das Kind an's Herz, welches Dir meinen letzten Gruß bringt; der Knabe wurde mir als dreijähriges Kind im Kloster übergeben, er ist der rechtmäßige Sohn des Grafen Heinrich Büren, den Du wohl kennst, wer seine Mutter gewesen, habe ich nie in Erfahrung bringen können, nimm den Knaben auf, Wolfram, erinnere Dich bei seinem Anblick an Deine Base Agnes. Vor sieben Jahren wurde unser Kloster zerstört, verbrannt, geplündert, und wir Nonnen verstreut, ich begab mich nach unserm alten Hause in Flammersheim, aber die guten Leute aus dem Dorfe wollten mich nicht allein wohnen lassen in der steinernen Wüstenei, ich mußte zu ihnen in's Dorf ziehen, und sie haben es mir und dem kleinen Hein=

rich an nichts fehlen lassen. Graf Büren, der Vater des Knaben, ist, wie ich von unserer damaligen Fürstäbtissin erfahren habe, in einer niederländischen Action erschossen worden, dem Knaben fehlen alle Papiere, seine Ansprüche an die Familie zu begründen, Du wirst ihm Vater sein, Vetter Wolfram, Du wirst ihm Mutter sein, meine freundliche Gertrud, süßes Trudchen, seid ihm gut um meinetwillen; Ihr Lieben, Gott grüß Euch, und die heilige Jungfrau sei mit Euch in alle Wege, Amen."

Der Freiherr legte den Brief hin und faßte die Hand des Knaben, „kommt, Graf Heinrich, ich will Euer Vater sein, bei Gott ich will, kommt Kinder, hier habt ihr einen neuen Bruder.

„Halt!" sagte plötzlich Johanna, sich mit jugendlicher Lebhaftigkeit erhebend, „Wolfram, wollt Ihr die Güte haben, und den Aermel des Knaben aufstreifen, den linken, dort werdet Ihr dicht am Ellenbogen ein Maal finden, Kleeblattförmig!"

Es geschah, was Johanna verlangte, Alle staunten die Wittwe Obentraut's an, man hatte sie nie so gesehen, das Maal fand sich richtig.

„Wirklich, hier ist das Kleeblatt!“ rief Wolfram verwundert.

Nun, so komm zu Deiner Mutter, Heinrich, mein armes, armes Kind!“

„Euer Kind? Mutter, besinnt Euch!“ sprachen Gertrud und Wolfram fast ängstlich, aber die Mutter hatte ihr Kind bereits an ihr Herz gezogen, und erst nach einer langen Pause antwortete sie mit überströmenden Augen: „ja, ja, es ist mein Kind, wußtet Ihr denn nicht, daß ich mit dem Grafen Heinrich Büren vermählt gewesen? daß uns Graf Büren in Holtsohl überfiel und mir das Kind raubte, Ihr, Wolfram, brachtet ja selbst die Nachricht, daß das Kind nicht gefunden sei —“

„Ja, ich glaubte, es sei Obentraut's Kind —“

„Nein, es war Heinrich, mein Schmerzenssohn, ich bin Deine Mutter, Heinrich, liebes Kind!“

„Ich fühle es, daß Ihr meine Mutter seid!“ erwiederte der Knabe in tiefster Bewegung.

Nun wurde der junge Heinrich von Allen freudig als Mitglied der Familie begrüßt, aber Johanna ließ ihr Kind nicht aus ihren Armen.

Während sie mit dem verlorenen, langentbehrten Kinde mütterlich kos'te, brachte Gertrud ihre kleineren Kinder zu Bett, und sorgte wirthlich für das Abendessen, Freiherr Wolfram aber las in den Papieren, die ihm die gute Agnese gesendet. — Es war der Briefwechsel der Fürstäbtissin Felicitas mit dem Pater Busenbaum von der Gesellschaft Jesu. Wir theilen hier Einiges daraus mit, weil es die Pläne verräth, die man mit dem geraubten Knaben vorhatte. Das erste Schreiben lautete sehr officios: „An Ihro fürstliche Gnaden, die hochwürdigste, reichsunmittelbare und exemte Aebtissin und Fürstin,“ und enthielt die Bitte des hochwürdigsten Pater Generals der Gesellschaft Jesu in Rom an Ihro fürstliche Gnaden, dieselbe möge gegen ein bestimmtes Kostgeld einen Knaben von guter Geburt in ihrem Kloster erziehen lassen, und zwar von der strengsten und frömmsten Nonne. Am Fuße dieses, vom Pater Busenbaum unterzeichneten Briefes, stand von der Hand der Aebtissin: „Anzunehmen.“

Der zweite Brief, erst nach dem von uns geschilderten Besuche des Jesuiten im Kloster geschrieben, lautete ganz anders, der Jesuit überschwemmte

die Aebtissin mit Zärtlichkeiten und Complimenten über ihre Schönheit, auch erkundigte er sich nach den übrigen schönen Himmelsbräuten, die er bei seinem Besuche kennen gelernt. Darunter stand wieder von der Hand der schönen Felicitas: „der verliebte Narr soll mehr Geld schicken, weil ich viel brauche, und der Knabe größer wird, der junge Graf Büren (die Aebtissin scheint dem Jesuiten den Namen des Kindes in einer süßen Stunde abgelauscht zu haben) wird immer noch von der Schwester Agnese, der frömmsten Nonne unseres Stiftes, erzogen, der Pater General wird sich nicht täuschen, er wird aus dem Kinde einen fanatischen Priester ziehen," der dritte Brief enthüllte sehr deutlich das sehr zärtliche Verhältniß, in welchem die schöne Aebtissin mit Pater Busenbaum stand. Die Bemerkung zu diesem Schreiben lautete: „Ihr Jesuiten, seid Narren, ehe der Knabe ein Priester wird, und das Anathema über seine Mutter sprechen kann, ist diese vielleicht längst tod." Das folgende Schreiben des Pater Busenbaum sagte, daß das gar nicht der Hauptgrund der Gesellschaft sei; die Gesellschaft Jesu, meinte der Schreiber, wolle der gräflichen

Familie Büren fortwährend Geld abpressen durch die Drohung, den jungen Grafen Heinrich in seinen rechtmäßigen Ansprüchen zu unterstützen u. s. w. In ihrer Randbemerkung forderte die üppige, geistliche Fürstin, die sehr viel Geld brauchte, einen Antheil an dem Raube, der ihr auch in einem nachfolgenden Schreiben zugesagt wurde.

Das ist kurz der Inhalt eines Briefwechsels zwischen einer wollüstigen, vergnügungssüchtigen Nonne, und einem eben so wollüstigen, nichtswürdigen, habsüchtigen Priester der hochheiligen Gesellschaft Jesu.

Freiherr Wolfram beschloß, den jungen Grafen erst im reiferen Alter mit diesen Dingen bekannt zu machen, und Johanna, die glückliche Johanna, theilte seine Meinung.

Wir melden unsern Lesern noch kurz, daß Graf Heinrich in Rosenval blieb, und sechs Jahre später das liebliche Käthchen, Gertrud's und Wolfram's älteste Tochter, heirathete. Johanna erlebte diesen Freudentag noch, und hatte überhaupt einen eben so freudigen und friedlichen Lebensabend, als

Morgen und Mittag ihres Lebens trübe und stürmisch gewesen.

Noch heute blühen in Dänemark die adeligen Geschlechter von Büren und von Rosenval, so nannten sich die Söhne Wolframs, es sind die Nachkommen der Wittwe und der Tochter des „Deutschen Michels."

Druck von Sieghart und Voigt in Penig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hesekiel, George,

Deutsche Helden in deutschen Erzählungen

Bd.: 1

Leipzig 1846 - 47

P.o.germ. 617 ha-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10111005-1